

# DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES • 4/1994





# Inhalt

---

<b>Doris Ast</b>	Editorial	<b>133</b>
<b>Dieter Planck</b>	Tag des offenen Denkmals 1994	<b>134</b>
<b>Rainer Brechtken</b>	Zum Tag des offenen Denkmals 1994	<b>136</b>
<b>Peter Knierriem/Elke Löhnig/ Egon Schallmayer</b>	Aquae – Baden-Baden Die antike Bäderstadt im Lichte neuerer Ausgrabungen und Forschungen	<b>139</b>
<b>Erik Roth</b>	Vom Arbeiterhaus zur Direktorenvilla Werkwohnungen der zwanziger Jahre in Grenzach-Wyhlen	<b>148</b>
<b>Wolfgang E. Stopfel</b>	Vom Schließen einer Lücke	<b>155</b>
<b>Kathrin Ungerer-Heuck</b>	Justitia und die Spätfolgen des Heidelberger Schloßstreites Bericht aus dem konservatorischen Alltag	<b>163</b>
<b>Johannes Wilhelm</b>	Die Rußhütte in Enzklösterle Denkmal eines vergessenen Handwerks	<b>168</b>
	Personalien	<b>173</b>
	Tagungsbericht	<b>174</b>
	Mitteilungen	<b>175</b>

## **Titelbild**

Baden-Baden, archäologische Ausgrabung im Rettigareal. Blick nach Westen über die knapp 1,80 m hoch erhaltene Umfassungsmauer von Gebäude III.

## **DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG** · Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes

Herausgeber: Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart · Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck · Schriftleitung: Dr. Doris Ast · Stellvertreter: Dr. Christoph Unz · Redaktionsausschuß: Dr. H. G. Brand, Dr. J. Breuer, Dr. D. Lutz, Dr. J. Ronke, Prof. Dr. W. Stopfel, Dr. J. Wilhelm · Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart · Druck: Konradin Druck, Kohlhammerstraße 1–15, 70771 Leinfelden-Echterdingen · Postverlagsort: 70178 Stuttgart · Erscheinungsweise: vierteljährlich · Auflage 20 000 · Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier · Beim Nachdruck sind Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung erforderlich.

Der europaweite „Tag des offenen Denkmals“ am 11. September 1994, zu dem zwei Beiträge in diesem Heft erscheinen, war ein Riesenerfolg.

Tausende interessierter Bürger besichtigten in Baden-Württemberg unter kundiger Führung historisches Gemäuer oder archäologische Grabungen, die für einen Tag zugänglich waren. Ziel dieses jährlich stattfindenden Tages ist, wie es die Initiatoren der Aktion – die Länderministerien, Denkmalämter, Verbände, Vereine, vor allem auch Kreise, Gemeinden und Denkmaleigentümer und besonders die Deutsche Stiftung Denkmalschutz – formulieren: „die Schönheit und Kostbarkeit von Kulturdenkmalen stärker ins Bewußtsein zu rücken“.

Das ist zweifellos gelungen, wie die eindrucksvolle Bilanz von rund 2 Millionen Besuchern in ganz Deutschland zeigt, die an diesem September-Sonntag in 1400 Gemeinden an ca. 5000 Aktionen teilnehmen konnten. Eine Abstimmung mit den Füßen für die greifbaren Zeugnisse unserer Geschichte sofern sie schön und kostbar sind?

Über die Kosten der Erhaltung wurde an diesem Tag sicher auch gesprochen, aber wohl kaum darüber, welche Möglichkeiten bestehen, angesichts fast leerer öffentlicher Haushaltskassen und knapper privater Mittel Kulturdenkmale weiterhin auf breiter Basis zu erforschen bzw. zu erhalten. Während nämlich das einzelne ganz alltägliche Denkmal, sei es Wohnhaus, Fabrik, Rest der Stadtmauer, mittelalterlicher Dachstuhl oder steinzeitliche Siedlung, heutzutage sehr schnell durch das Raster der Kosten-Nutzen-Rechnung fallen kann, gewinnen spektakuläre Aktionen, wie z. B. Pläne zur Kopie des Berliner Schlosses, Raum, was mit Denkmalpflege nichts zu tun hat, denn Geschichte ist nicht kopierbar. Damit gerät die Denkmalpflege in einen für den Laien schwer zu durchschauenden Zwiespalt: In Zeiten des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs entstehen häufig nostalgische

Trends, die den Blick auf authentische Geschichte verstellen. Denkmalpflege soll dann dazu herhalten, als Fehlentwicklung empfundene soziale oder wirtschaftliche Gegebenheiten zu verbergen oder quasi rückgängig zu machen. Im Zeitalter kommerzieller Machbarkeit und technischer Omnipotenz läßt sich das medienwirksam präsentieren.

Soll sich dann die Denkmalpflege wirklich noch unpopulär penetrant mit den unscheinbaren Resten unserer Alltagsgeschichte beschäftigen, ja sich dafür verkämpfen? Muß sie wohl. Denn bevor die auf dem „Tag des offenen Denkmals“ beschworene Schönheit zutage tritt, bevor erhaltende Maßnahmen häufig auch die Optik der Dinge verbessern, werden viele Kulturdenkmale nicht als schön empfunden, sind demnach in der öffentlichen Meinung nichts wert, ohne Bedeutung, haben ausgedient.

Hat aber geschichtliche Überlieferung – und nur um die handelt es sich hier – jemals ausgedient? Ist nur Kunst-, Herrschafts-, Religionsgeschichte der Überlieferung wert, oder nicht auch die Geschichte der kleinen Leute, der Notzeiten und Kriege? Gilt nur die archäologische Sensation etwas, ein Keltenfürst von Hochdorf, oder ist es nicht die penible Forschungstätigkeit wie das Erfassen archäologischer Fundstellen im Luftbild oder die Analyse von Befunden und Funden, z. B. Tierknochen, Getreideresten usw., die wirklich in die Zukunft weist?

Kann es sich eine Gesellschaft kurz vor der Jahrtausendwende leisten, z. B. auf signifikante Bauten aus den zwanziger Jahren, der Nazizeit, oder aus den vielgescholtenen fünfziger Jahren zu verzichten? Wird es der nächsten Generation genügen, durch CAD-animierte historische Situationen zu „gehen“ oder Geschichte als „virtuelle Realität“ zu komponieren und konsumieren? All diese Fragen wirft ein Ereignis wie der „Tag des offenen Denkmals“ für uns

auf. Einige Antworten darauf haben die Länder der Bundesrepublik Deutschland z. T. schon lange gegeben, indem sie den Denkmalschutz per Gesetz regelten und im öffentlichen Interesse verankerten. Wie wichtig aber nicht nur gesetzliche Grundlagen, sondern vor allem das öffentliche Bewußtsein für Denkmalpflege ist, sieht man an den neuen Bundesländern, in denen eine Entwicklung, die im Westen fast 40 Jahre gedauert hat, heute im Zeitraffer-tempo abläuft, mit allen Problemen und negativen Folgen für die Denkmallandschaft.

Daraus läßt sich erkennen, daß weder Wirtschaftsflaute noch Wirtschaftsboom sehr bekömmlich für die Erhaltung historischer Zeugnisse sind. Dies führt zum Schluß, daß die Entscheidungen für oder gegen ein Kulturdenkmal nicht nur verstandesmäßig beeinflusst werden, sondern auch Ausdruck sinnlicher Erfahrung sind.

In diesem Sinne freuen wir uns über den „Tag des offenen Denkmals“, da er nicht nur Spektakuläres vorführt, sondern auch vor Ort am Objekt die Augen öffnet für die kleinen Besonderheiten unserer vielfältigen Kulturlandschaft, die zu erhalten unser Auftrag ist.



# Tag des offenen Denkmals 1994

Ansprache anlässlich der Eröffnungsveranstaltung  
am 10. September 1994 in Heubach, Ostalbkreis

---

Dieter Planck

An diesem Wochenende stehen europaweit die Türen zu Kulturdenkmälern offen, an denen sich der einzelne sonst nur von außen erfreuen kann oder zu denen er wegen laufender archäologischer Ausgrabungen keinen Zugang hat. Veranstaltungen verweisen auf das, was uns als europäisches Kulturerbe aus früheren Epochen überliefert ist. Der „Tag des offenen Denkmals“ wurde in Europa angeregt, um die Bevölkerung an die Denkmäler heranzuführen, die zum Teil unerkannt tagaus, tagein um uns sind, jedoch kaum oder überhaupt nicht wahrgenommen werden. Der „Tag des offenen Denkmals“ dient dazu, schlaglichtartig diesen Teil des historischen Erbes zu öffnen, und es ist mir eine große Ehre und Freude zugleich, Sie heute zur Eröffnungsveranstaltung dieses „Tages des offenen Denkmals 1994“ hier in Heubach begrüßen zu können.

Das Schloß Heubach, in den Jahren 1524/25 durch Georg VII. von Woellwarth errichtet, liegt am Fuße der bedeutenden prähistorischen und mittelalterlichen Höhenburg Rosenstein. Gerade diese Landschaft ist reich an Kulturdenkmälern aus allen Epochen der Vorgeschichte, der Frühgeschichte, des Mittelalters und der Neuzeit. Der letzte adlige Schloßherr, der württembergische Obrist Johann von Wessern, kaufte das Schloß 1698. Nach seinem Tod im Jahre 1715 verkauften die Erben das Schloß an Heubacher Bürger, die es schließlich einer einfachen Wohnnutzung zuführten. Insbesondere im 19. Jahrhundert wurden die hohen Fenster der Außenfassaden zugemauert oder verkleinert, viele Decken niedriger gelegt bzw. Zwischenebenen eingebaut. Die großen Fenstererker in den repräsentativen Stuben des 2. Obergeschosses wurden verändert oder durch geschlossene Fachwerkwände ersetzt. Das Schloßgebäude verlor zunehmend seinen herrschaftlichen Charakter, so daß seine Wertigkeit und seine historische Bedeutung von außen her nur noch für wenige wahrnehmbar waren. Mit dem Erwerb des letzten Eigentumsanteils von den Erben

ging am 26. September 1985 das Gebäude vollständig in das Eigentum der Stadt Heubach über. Seit dieser Zeit gab es verschiedene Überlegungen zur Behandlung und Nutzung dieses Schlosses. So konnte die seit 1985 geplante Instandsetzung zunächst in die Ergänzungsliste des Denkmalnutzungsprogramms aufgenommen werden. Damit eröffnete sich im Jahre 1990 die hervorragende Möglichkeit zur Förderung aus diesem Programm. Mit Zuwendungsbescheid vom 24. September 1991 konnte für die geplante Erhaltungsmaßnahme und die Einrichtung einer öffentlichen Nutzung ein Zuschuß in Höhe von 1,403 Mio. DM aus dem Denkmalnutzungsprogramm gewährt werden. Der aus dem Denkmalnutzungsprogramm geförderte erste Bauabschnitt am Schloß läuft nunmehr seit Anfang 1992. Nach intensiven Vorüberlegungen zwischen der Stadt Heubach und dem Landesdenkmalamt konnte eine in hohem Maße denkmalverträgliche Nutzung für dieses bedeutende Kulturdenkmal gefunden werden. Das denkmalpflegerische Ziel bei der Instandsetzung des Schlosses ist angesichts seiner besonderen Bedeutung eine auf ein Maximum ausgerichtete Substanzerhaltung. Auch die jüngeren Phasen der Baugeschichte bis hin zum frühen 19. Jahrhundert sollen mit in die Konzeption einbezogen und erhalten werden. Lediglich die verunklarenden Ein- und Umbauten, insbesondere aus dem 19. Jahrhundert, sind zur Disposition gestellt und werden im Rahmen der zur Zeit durchgeführten Sanierung entfernt.

Im Jahre 1988 wurden eine umfangreiche bauhistorische Voruntersuchung und ein Baualtersplan sowie ein verformungsgetreues Bauaufmaß erarbeitet. Diese Untersuchungen dienten als Grundlage für eine umfassende, die Baubefunde einbeziehende Planung.

Im Rahmen der Sanierungsarbeiten wurden Ende 1993 bei Baumaßnahmen und der Entfernung jüngerer Grundrißeinbauten des 19. Jahrhun-

derts wertvolle Grisaillemalereien des 16. Jahrhunderts auf einer Bohlenwand im Bereich des ersten Obergeschosses entdeckt. Diese herausragenden Kunstwerke wurden in das neue Nutzungskonzept mit eingebracht. Der erste Bauabschnitt, der die Restaurierung des wertvollen zweiten Obergeschosses derzeit noch ausschließt, soll im Jahre 1995 zum Abschluß gebracht werden.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,  
zur Eröffnungsveranstaltung, zum „Tag des offenen Denkmals 1994“ haben wir Sie ganz bewußt hier in den Ostalbkreis nach Heubach eingeladen, um ein Denkmal präsentieren zu können, dessen Sanierung noch in vollem Gang ist. Damit soll gezeigt werden, was den Bauherrn und den Denkmalpfleger bewegt und mit welchen Problemen sie zu kämpfen haben. Wir wollen damit der Bevölkerung verdeutlichen, was eine in bestem Einvernehmen zwischen Bauherrn und Denkmalpflege durchzuführende Maßnahme erwarten läßt. Ich meine dies ist wichtig, um das Anliegen der Denkmalpflege zu demonstrieren und zu zeigen, was sie für unsere Denkmäler leistet. Wie man in diesen Tagen liest, ist dafür kaum Werbung nötig, da der Denkmalschutz an Bedeutung gewonnen hat. Eine Umfrage des Meinungsforschungsinstituts in Allensbach hat ergeben, daß über 60% der Bürger ab 16 Jahren, also auch jüngere Leute, Denkmalschutz für wichtig halten. Ein Vergleich mit früheren Umfragen zeigt, daß damit die Zustimmung in den letzten 20 Jahren um ca. 8% gestiegen ist, also offenbar ein eindrucksvolles Votum für die Denkmalpflege.

Wenn wir aber in den Zeitungen lesen, daß der Denkmalpfleger als Verhinderer vieler Baumaßnahmen oder als Verhinderer einer modernen Entwicklung unserer Städte betrachtet wird, dann zeigt sich deutlich, wie sehr es auch für die Zukunft ein wichtiges Anliegen sein muß, durch entsprechende systematisch und gezielt





■ Schloß Heubach, 1. OG, Stube, nordöstliche Bohlenwand mit Grisaille-Malerei, 16. Jh.

durchgeführte Öffentlichkeitsarbeit der Bevölkerung deutlich zu machen, daß Denkmalpflege und Denkmalschutz in vernünftigen Formen eine Aufgabe ist, der wir uns stellen müssen, um den nachfolgenden Generationen das an kulturellem Erbe zu zeigen und zu erhalten, was wir von unseren Vätern ererbt haben.

Nicht nur Wohlwollen und Zustimmung allein, sondern auch sachliche Unterrichtung des interessierten Publikums bilden heute und morgen die Basis für den Umgang mit den historischen Zeugnissen. Oftmals verursachen Mißverständnisse im konkreten Fall Konflikte. Diese Mißverständnisse auszuräumen, erfordert meines Erachtens eine langfristige und sorgfältige Informationsarbeit, die gerade auch in einer Zeit besonders betrieben werden muß, wo die finanziellen Ressourcen rückläufig sind. Um diese Mißverständnisse auszuräumen, bedarf es einer intensiven Beratung derjenigen, die eine Maßnahme an einem Kulturdenkmal planen. Eine ständige personelle Präsenz ist hierzu gefordert und notwendig. Angesichts des künftigen Personalabbaus in der Verwaltung ist dies ein Kapitel, das mich mit besonderer Sorge erfüllt. Über die ständige Gesprächsbereitschaft hinaus ist aber auch die Information allgemeiner Art notwendig. Deshalb ist es ein wichtiges Anliegen der Denkmalpflege, die Bevölkerung unseres Landes immer wieder über interessante Maßnahmen der Baudenkmalpflege oder der Ar-

chäologischen Denkmalpflege zu informieren. Dazu dienen vielerlei Veranstaltungen, wie Vorträge, Führungen auf unseren Grabungen, Sonderausstellungen mit wichtigen Fundstücken oder Publikationen und die Zeitschrift unseres Hauses.

Der „Tag des offenen Denkmals“ ist ein weiterer Farbtupfer in dieser Palette. Unbekannte, nicht zugängliche Denkmäler werden auf diese Weise für die interessierte Bevölkerung geöffnet. Dieser Tag ist gleichsam ein Dankeschön an die Befürworter unserer Arbeit und gleichzeitig Werbung für die weitere Aufgeschlossenheit gegenüber der Denkmalpflege, sei es nun der Archäologischen Denkmalpflege oder der Bau- und Kunstdenkmalpflege. Es ist besonders erfreulich, daß wir gemeinsam, die Stadt Heubach und das Landesdenkmalamt, Sie zu dieser Veranstaltung einladen konnten. Damit wird auch nach außen dokumentiert, daß eine enge, vertrauensvolle und von gemeinsamem Bemühen um die Erhaltung unserer Kulturdenkmäler in unserer Heimat geprägte Arbeit von Erfolg gekrönt wird.

Allen Beteiligten danke ich an dieser Stelle für die Vorbereitung dieses Tages. Mein besonderer Dank gilt dem Gemeinderat der Stadt Heubach, Ihnen, Herr Bürgermeister Maier, und Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, die sich ganz besonders für die Erhaltung dieses historischen Baudenkmal einsetzten und noch ein-

setzen werden. Mein Dank gilt aber auch allen, die unmittelbar an der Instandsetzung mitarbeiten. Für diejenigen, die diesen Tag vorbereitet haben, wäre es sicherlich kein schöner Lohn, wenn möglichst viele aus nah und fern heute und morgen die Gelegenheit wahrnehmen, um dieses in Arbeit befindliche Baudenkmal zu begehen und seine historische Dimension zu erleben.

Ich hoffe und wünsche, daß die Maßnahme zu einem guten Abschluß gebracht wird. Schließlich gilt mein Dank Ihnen, Herr Staatssekretär Brechtken, daß Sie heute hierher gekommen sind, um dieser Eröffnungsveranstaltung durch Ihre Anwesenheit eine besondere politische Bedeutung zu geben. Ich freue mich, daß damit zum erstenmal in Baden-Württemberg der „Tag des offenen Denkmals“ durch eine zentrale Veranstaltung eröffnet wird. Wir hoffen und wünschen, daß auch in Zukunft die Eröffnungsveranstaltung ein Auftakt sein wird, um möglichst viele Menschen an die Kulturdenkmäler, seien sie nun unter dem Boden oder über dem Boden, heranzuführen, um dadurch auch deutlich zu machen, daß Denkmalpflege und Denkmalschutz auch eine Investition für die Zukunft sind.

**Prof. Dr. Dieter Planck**  
Präsident des Landesdenkmalamtes  
Baden-Württemberg  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart



# Zum Tag des offenen Denkmals 1994

Rainer Brechtken

Die folgende Ansprache hielt Staatssekretär Rainer Brechtken MdL vom Ministerium für Wirtschaft Baden-Württemberg anlässlich der landesweiten Eröffnungsveranstaltung zum „Tag des offenen Denkmals“, der in ganz Europa am 11. September 1994 begangen wurde. Die baden-württembergische Veranstaltung fand in diesem Jahr – erstmals – im Schloß Heubach, Ostalbkreis, statt.

Sehr geehrte Damen und Herren,

ich darf mich zunächst für die herzlichen Worte der Begrüßung durch Herrn Bürgermeister Maier und durch den Präsidenten des Landesdenkmalamts, Herrn Prof. Dr. Planck, bedanken. Besonderer Dank gebührt der Stadt Heubach, daß sie sich dazu bereit erklärt hat, hier im Schloß Heubach die Eröffnungsveranstaltung für den „Tag des offenen Denkmals“ durchführen zu lassen. Die große denkmalpflegerische Bedeutung des Heubacher Schlosses mit seiner bis auf die Renaissancezeit zurückgehenden originalen Innenausstattung, aber auch die bautechnischen und finanziellen Probleme bei der Sanierung und Restaurierung machen dieses Gebäude zu einem besonders geeigneten Ort für eine solche Veranstaltung. Die Wahl dieses Ortes zur Durchführung der Eröffnungsveranstaltung für den „Tag des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg ist aber zugleich auch Anerkennung für die Stadt Heubach, für ihren Gemeinderat, ihren Bürgermeister und ihre Bürger, die trotz aller Probleme die Entscheidung zugunsten der Restaurierung und denkmalgerechten Sanierung des Schlosses getroffen haben. Das Land wird die Stadt dabei, soweit dies im Rahmen der finanziellen Eckdaten irgend möglich ist, weiterhin tatkräftig unterstützen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, der „Tag des offenen Denkmals“ wird heuer zum zweiten Mal bundesweit veranstaltet. Die Idee, einen „Tag des offenen Denkmals“ durchzuführen, ist jedoch europäischen Ursprungs. Sie geht auf eine Initiative des Europarats zurück, der sich im vergangenen Jahr bereits 21 europäische Länder angeschlossen hatten. Das Ziel des „Tags des offenen Denkmals“ ist es, einmal im Jahr

für die Öffentlichkeit solche Kulturdenkmale oder Teile von Kulturdenkmälern zu öffnen, die sonst normalerweise nicht zugänglich sind.

Denkmalschutz und Denkmalpflege leben von der Akzeptanz der Öffentlichkeit und vom Engagement des Bürgers. Engagement erwächst aber vornehmlich aus bewußtem Erleben und Erfahren. Am „Tag des offenen Denkmals“ sollen zusätzliche Möglichkeiten geschaffen werden, um Kulturdenkmale für die Bevölkerung erlebbar und erfahrbar zu machen.

Wir können heute davon ausgehen, daß der Gedanke des Denkmalschutzes im öffentlichen Bewußtsein breit verankert ist. Die Verlusterfahrungen infolge der Zerstörungen durch den letzten Weltkrieg, die Umgestaltung unserer Städte in der Wiederaufbauphase, die rasanten Veränderungen unserer Umwelt in der heutigen Moderne haben der Öffentlichkeit bewußt gemacht, daß die Bewahrung unseres historischen Erbes und der architektonischen und künstlerischen Zeugen unserer eigenen Geschichte einen integrierenden Bestandteil unserer Lebensqualität ausmacht. Ziel des modernen Denkmalschutzes ist es, Kulturdenkmale als Zeugen der eigenen Vergangenheit und als Fixpunkte für die Identifikation des Menschen mit seinem geschichtlichen und kulturellen Umfeld zu erhalten. Als historisch gestaltete Umwelt betrifft der schützens- und erhaltenswerte Denkmalbestand jeden einzelnen; er prägt den Alltag des Bürgers.

Das Land Baden-Württemberg ist ein an Kulturdenkmälern besonders reiches Land. Aus der großen Fülle seiner Geschichts-, Kunst- und Baudenkmäler werden zum diesjährigen „Tag des offenen Denkmals“ an die hundert Objekte, die sonst nicht oder nicht in dieser umfassenden

Weise zugänglich sind, der Öffentlichkeit präsentiert. Die Bandbreite der geöffneten Kulturdenkmale reicht von Schlössern, wie z. B. dem Neuen Schloß in Baden-Baden oder dem Schloß Heubach, von in Restaurierung befindlichen Kirchen, Kapellen und Klöstern und von ehemaligen Synagogen über historische Weberhäuser und ganze historische Innenstädte bis hin zu technischen Kulturdenkmälern, wie der alten Ölmühle in Marbach und dem denkmalgeschützten Wasserkraftwerk in Emmendingen, zu keltischen Viereckschanzen, römischen Kastellen und stadttarchäologischen Ausgrabungen.

Die große Resonanz, die der letztjährige Tag des offenen Denkmals bei der Bevölkerung gefunden hat, läßt erwarten und hoffen, daß auch diesmal eine große Zahl von Bürgern die Gelegenheit wahrnehmen wird, sonst nicht zugängliche Denkmäler kennenzulernen und sich aktiv mit dem Denkmalschutz auseinanderzusetzen. Eine kürzlich in der Presse veröffentlichte Meinungsumfrage eines Demoskopie-Instituts hat ergeben, daß die Bedeutung des Denkmalschutzes im öffentlichen Bewußtsein in den letzten Jahren ständig zugenommen hat. 66% der westdeutschen Bevölkerung hält inzwischen den Denkmalschutz für besonders wichtig, dies ist eine Steigerung um 8 Prozentpunkte gegenüber dem Jahr 1986.

Der Reichtum des Landes an Kulturdenkmälern und die hohe Bedeutung, die die Öffentlichkeit ihrer Erhaltung zumißt, stellen für die Politik eine Verpflichtung dar. Ziel der Denkmalpolitik des Landes ist die Erhaltung der Kulturlandschaft in ihrer ganzen Breite und Vielfalt. Nicht nur den herausragenden großen Kulturdenkmälern wie Kirchen, Klöstern und Burgen gilt die Aufmerksamkeit, sondern auch den vielen kleineren, weniger spektakulären, aber für die Identifikation des Bürgers mit seiner Heimat genauso wichtigen Zeugen der Vergangenheit. Alle diese Kulturdenk-





■ Schloß Heubach, 2. OG, Stube mit bemalter Bohlenbalkendecke und Wandtäferung, wohl 16. Jh.

male können auf Dauer nur erhalten werden, wenn die Eigentümer dazu bereit sind. Die positive Einstellung des Denkmaleigentümers ist die Grundbedingung für jeden denkmalpflegerischen Erfolg. Zwar kann die Zerstörung oder Beeinträchtigung von Denkmalen durch hoheitliche Maßnahmen verhindert werden, die Denkmaleigentümer können aber nicht dazu gezwungen werden, Sanierungsinvestitionen so rechtzeitig vorzunehmen, daß die Existenz des Kulturdenkmals langfristig gesichert ist. Deshalb ist die Denkmalförderung des Landes von so großer Bedeutung. Durch die Zuschüsse aus der Allgemeinen Denkmalförderung wird ein Anreiz geschaffen, die Instandsetzung gefährdeter Kulturdenkmale rechtzeitig durchzuführen.

Die wichtigste politische Aufgabe auf dem Gebiet des Denkmalschutzes in diesen Jahren ist die Sicherung der Kontinuität in der Denkmalpflege. Jedes zerstörte oder zu Grunde gegangene Kulturdenkmal ist für immer verloren und bedeutet eine Verarmung unserer Lebensumwelt. Ziel der Landesregierung ist es, Kontinuität in der Denkmalförderung auch in finanziell schwierigen Zeiten zu gewährleisten.

Die Landesregierung hat deshalb beschlossen, die Haushaltsansätze für die Allgemeine Denkmalförderung von knapp über 50 Mio. DM in den Jahren 1993 und 1994 auf jeweils über 52 Mio. DM in den Jahren 1995 und 1996 anzuheben. Der weitaus überwiegende Teil dieser Finanzmittel wird für die Förderung nichtstaatlicher Kulturdenkmale eingesetzt.

Die Fördermittel der Allgemeinen Denkmalpflege werden breit gestreut und kommen überwiegend den Eigentümern kleinerer und mittlerer Kulturdenkmale zugute. Mit den zur Verfügung stehenden Mitteln konnten in den letzten Jahren jährlich zwischen 800 und 1000 Restaurierungsmaßnahmen an Kulturdenkmalen bezuschußt werden.

Auch das Umweltschadensprogramm wird im kommenden Haushalt auf gleichem Niveau wie im laufenden Haushalt fortgeführt. Die Fördermittel in Höhe von jährlich rund 5 Mio. DM werden für Kulturdenkmale eingesetzt, die durch Umwelteinflüsse geschädigt sind. Neben der Bezuschussung von Restaurierungsmaßnahmen werden durch das Programm auch Mittel für wissenschaftliche Untersuchungen und für eine naturwissenschaftliche Fachkraft bereitgestellt. Diese begleitet zusammen mit der Restaurierungsberatung des Landesdenkmalamtes die Restaurierungsmaßnahmen und gewährleistet die Umsetzung naturwissenschaftlicher Forschungsergebnisse in die restauratorische Praxis. Diese Bündelung wissenschaftlicher Kompetenz und gezielter Förderung konkreter Restaurierungsmaßnahmen mit begleitender objektbezogener Ursachen- und Maßnahmenforschung und Restaurierungsberatung hat bisher zu sehr guten Ergebnissen geführt.

Ein Beispiel für den Erfolg des Umweltschadensprogramms ist das Heilig-Kreuz-Münster in Schwäbisch Gmünd. Dort hatten die umweltbedingten Oberflächenschäden an den hochrangigen Portalplastiken bereits

ein so erschreckendes Ausmaß angenommen, daß mit dem endgültigen Verlust der spätgotischen Skulpturen zu rechnen war. Nach umfassenden Untersuchungen und Objektanalysen ist es gelungen, die einmaligen Bildwerke im angetroffenen Bestand einschließlich der Farbfassungen zu sichern und zu erhalten.

Ein weiteres wichtiges, seit mehreren Jahren laufendes Sonderprogramm ist das Schwerpunktprogramm Denkmalpflege. Mit diesem Programm werden insgesamt rund 130 Objekte der Baudenkmalpflege und 15 archäologische Vorhaben gefördert. Das Programmvolumen wurde auf 158 Mio. DM festgesetzt. Aufgabe und Ziel des Schwerpunktprogrammes ist es, eine bestimmte Anzahl ausgewählter, besonders bedeutender Kulturdenkmale unseres Landes, die substantiell gefährdet sind, durch gezielte Förderung vor dem Verfall zu bewahren. Den Denkmaleigentümern wird mit einer wegen der schwierigen Ausgangsbedingungen erhöhten Förderquote ermöglicht, die Sanierungsmaßnahmen durchzuführen. Inzwischen wurde durch das Schwerpunktprogramm rund 110 hochwertigen Kulturdenkmalen zu neuem Leben verholfen. Hierunter befinden sich solch bedeutende Objekte wie die ehemaligen Synagogen in Freudental und in Sulzburg, die Schlösser in Achberg, Meßkirch und Heiligenberg, das ehemalige Franziskanerkloster in Villingen, die Kirche St. Georg in Reichenau-Oberzell oder die Stadthalle in Heidelberg. Die weiteren rund 20 Projekte des Programms befinden sich derzeit in Ausführung. Die im archäologischen



Teil des Programms enthaltenen Maßnahmen sind bereits abgeschlossen. Zu den bekanntesten gehört die wissenschaftliche Bearbeitung der Funde und Befunde aus dem Grab des Keltenfürsten von Hochdorf. Bereits jetzt, kurz vor Ablauf der Programmlaufzeit, läßt sich feststellen, daß das gesteckte Ziel der denkmalgerechten Instandsetzung einer großen Anzahl hochwertiger Kulturdenkmale erreicht wurde.

Das dritte Sonderprogramm der Denkmalpflege ist das seit 1987 laufende Denkmalnutzungsprogramm. Zweck dieses Programmes ist es, nicht bzw. nur unzureichend genutzte hochwertige Baudenkmale langfristig zu erhalten, indem sie restauriert und für öffentliche Einrichtungen, wie z. B. Museen, Büchereien, Altenbegegnungstätten, Jugendhäuser etc., umgenutzt werden. Das Denkmalnutzungsprogramm wurde mit einem Gesamtvolumen von 250 Mio. DM ausgestattet. Auf diese Weise konnte für 12 landeseigene sowie für 76 nichtstaatliche Objekte der entscheidende Anstoß zur Rettung vor dem drohenden Verfall gegeben werden. Hierunter befinden sich so bedeutende Denkmäler wie das Kloster Neresheim oder das ehemalige Zisterzienserkloster Bronnbach, das Schloß Filseck in Uhingen oder die Friedenskirche in Ludwigsburg, das Spital zum Heiligen Geist in Schwäbisch Gmünd oder die Pullinger Hallen, das Kloster Heiligkreuztal in Altheim oder das Bürgerspital in Bad Wimpfen, das Klostermuseum in Hirsau oder das Schloßle in Oberlenningen, das Große Haus in Fellbach-Schmidlen oder das ehemalige Amtshaus in Kupferzell. Bei diesen Größenordnungen und der Komplexität der Aufgaben ist offenkundig, daß die Sanierungsziele oft nur schrittweise und über einen längeren Zeitraum erreicht werden können. So konnten von den 76 Objekten des nichtstaatlichen Teils bisher 51 Vorhaben abgeschlossen werden, die restlichen Vorhaben sind noch in Ausführung.

Neben der Bau- und Kunstdenkmalpflege stellt die archäologische Denkmalpflege des Landes seit langem einen wichtigen, auch von der Öffentlichkeit zunehmend beachteten Teil der Landesdenkmalpflege dar.

Die archäologische Denkmalpflege des Landes wurde durch die rege Bautätigkeit der letzten Jahre vor neue Herausforderungen gestellt. Jährlich sind rund 100 größere Rettungsgrabungen notwendig, um unersetzliche Geschichtszeugnisse vor der Zerstörung zu bewahren. Die

Landesarchäologie wird von der Landesregierung auch in den kommenden Jahren, trotz der Sparmaßnahmen im nächsten Doppelhaushalt, in die Lage gesetzt werden, die notwendigen Rettungsgrabungen ungeschmälert fortzusetzen.

Auch die Erfassung und Erforschung der archäologischen Kulturdenkmale wird auf hohem Niveau fortgeführt. Dies gilt für die Erforschung der Feuchtbodensiedlungen im Bodenseegebiet und in Oberschwaben ebenso wie für den archäologischen Stadtkataster für die mittelalterlichen Städte des Landes oder für die systematische Erforschung des Landesgebiets durch die Luftbildarchäologie. Ein Beispiel für die bedeutende Stellung der archäologischen Denkmalpflege in Baden-Württemberg ist die naturwissenschaftliche Arbeitsstelle des Landesdenkmalamtes in Hemmenhofen am Bodensee. Dort wurde eine in der Bundesrepublik wohl einmalige Konzentration der für die Archäologie maßgeblichen wissenschaftlichen Disziplinen geschaffen.

Abgerundet wird das Bild der Denkmalpflege durch die 1985 errichtete Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Sie ergänzt die staatliche Denkmalpflege dort, wo diese nicht oder nur beschränkt tätig werden kann, und trägt dazu bei, verstärkt private Mittel für die Aufgaben der Denkmalpflege zu erschließen. Ziel der Denkmalstiftung ist es vorrangig, das bürgerschaftliche Engagement für die Erhaltung von Kulturdenkmälern zu fördern und verstärkt Eigeninitiative in der Denkmalpflege zu wecken. Das Land hat der Denkmalstiftung bis jetzt rund 58 Mio. DM an Finanzmitteln zur Verfügung gestellt, und auch in den kommenden Jahren werden die Zuschüsse des Landes an die Denkmalstiftung auf dem bisherigen Niveau fortgesetzt. Zusätzlich hat die Denkmalstiftung Baden-Württemberg seit ihrem Bestehen private Spenden in Höhe von rund 5 Mio. DM aktiviert und bürgerschaftliche Leistungen an Kulturdenkmälern selbst im Wert von insgesamt 15,5 Mio. DM initiiert.

Das Heubacher Schloß, meine Damen und Herren, ist ein besonders hervorzuhebendes Beispiel des von mir vorhin dargestellten Denkmalnutzungsprogramms. Mit dem durch dieses Programm zur Verfügung gestellten Zuschuß in Höhe von 1,4 Millionen DM wurde es möglich, in dem derzeit laufenden, bereits weitgehend zum Abschluß gebrachten 1. Bauabschnitt das Gebäude statisch-konstruktiv zu sichern, Dachwerk

und Dachhaut instand zu setzen sowie Erdgeschoß und Teile des 1. Obergeschosses für die Aufnahme der Stadtbibliothek herzurichten.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, daß Denkmalpolitik und Denkmalschutz nicht nur aus Finanzdaten und Haushaltszahlen bestehen, sondern am konkreten Objekt ein aufregendes Abenteuer und eine außergewöhnliche ästhetische Erfahrung sein können – davon sich zu überzeugen, haben Sie nunmehr im Anschluß Gelegenheit bei der Besichtigung des in der Sanierung befindlichen Heubacher Schlosses.

Hiermit erkläre ich den „Tag des offenen Denkmals“ in Baden-Württemberg für eröffnet.

**Staatssekretär Rainer Brechtken MdL**  
Ministerium für Wirtschaft  
Theodor-Heuß-Straße 4  
70174 Stuttgart



# Aquae – Baden-Baden

## Die antike Bäderstadt im Lichte neuerer Ausgrabungen und Forschungen

Peter Knierriem/Elke Löhnig/Egon Schallmayer

■ 1 Die Baden-Badener Antiquitätenhalle. Das 1804 nach Plänen Friedrich Weinbrenners errichtete Gebäude fiel bereits im Jahr 1846 der Spitzhacke zum Opfer. Stahlstich von Carl Ludwig Frommel, Illustration aus dem Werk: Alois W. Schreiber, Baden und seine Umgebung in malerischen Ansichten (Karlsruhe 1843).



Das allgemeine Interesse an der Erforschung der römischen Vergangenheit der Bäder- und Kurstadt Baden-Baden ist durch eine sehr wechselhafte Tradition charakterisiert. Auf Phasen aktiver Arbeit auf hohem wissenschaftlichem Niveau folgten oft Jahrzehnte währende Zeiträume ohne spürbare Impulse. Diese Entwicklung begründet sich hauptsächlich in dem Engagement von Einzelpersonen, die sich der Erforschung der römischen Ansiedlung verschrieben hatten und es dabei verstanden, ihre Zeitgenossen entsprechend zu sensibilisieren und für die historische Forschung zu gewinnen.

Die frühe Auseinandersetzung mit der römischen Vergangenheit begann – der geisteswissenschaftlichen Strömung folgend – in der Zeit der Renaissance. Gegenstand des humanistischen Interesses waren zunächst die schriftlichen Relikte der Altvorväter. Der reiche, am Ort geborgene Inschriftenbestand veranlaßte Kenner und Verehrer antiker Sprache und Kultur zu gelehrigen Abhandlungen. Eine als systematisch zu bezeich-

nende Erforschung der römischen Vergangenheit setzte allerdings erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein. In das Jahr 1804 fällt die Errichtung der Antiquitäten- oder Altertums-halle. Auf Veranlassung des Kurfürsten Carl Friedrich entstand nach den Plänen des Architekten Friedrich Weinbrenner ein repräsentativer Museumsbau. Die Formensprache eines dorischen Tempels rezipierend, nahm das „MVSEVM PALEOTECHNICVM“, wie es genannt wurde, in einem Nebenraum auch die wichtigste der Baden-Badener Thermalquellen, den „Ursprung“, auf. Die Präsentation der römischen Vergangenheit am Lebensnerv der Stadt ist als heute verlorengegangene Reminiszenz an die antike Bädertradition zu verstehen, eine symbolische Einheit von gesundem historischen Bewußtsein und zukunftsorientiertem Streben.

Mit der Einrichtung dieses Museums entstand letztlich auch die Basis einer frühen wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der römischen Geschichte Baden-Badens. Zufallsfunde aller Art wurden nun entsprechend

beachtet und gewürdigt. Zusehends an Bedeutung gewann auch die Publikationsarbeit anlässlich neuer Funde. Das wichtigste Forum in dieser Beziehung stellte das seit 1806 zunächst sporadisch, dann regelmäßig erscheinende „Badwochenblatt“ dar. Kurze populäre Artikel zu archäologischen Funden und Erörterungen deren historischer Bedeutung finden sich in zunehmendem Maße in den Ausgaben dieser Zeitschrift. Träger dieser frühen Forschungen waren im wesentlichen Staatsrat Wielandt und Abbé Rausch. Die Schlußfolgerungen dieser frühen Ausführungen sind aus wissenschaftlicher Sicht weit überholt und wirken heute eher unbedarft. Der Wert der Berichte als Fundchronik hingegen ist ungeschmälert erhalten geblieben.

Wie wichtig das Instrument Museum für die Gesamtentwicklung war, zeigte sich erst nach dessen Auflösung bzw. nach der Überführung der Bestände in die Großherzogliche Sammlung vaterländischer Altertümer nach Karlsruhe. Im Verlauf des Jahres 1846 mußte die Antiquitäten-



halle – auf das Drängen des Badearztes Dr. Guggert hin – dem Neubau eines neuen Dampfbades (das jetzige alte Dampfbad) weichen. Die Exponate wurden vorübergehend in den Räumlichkeiten der alten Trinkhalle untergebracht, 1858 kam die Sammlung geschlossen nach Karlsruhe. Der Abbruch des Museums führte zwar zur Aufdeckung der „Kaiserbäder“, die in den darauffolgenden Jahren in weiten Teilen freigelegt wurden, die nachhaltige Wirkung der Museumsauflösung brachte aber in der Geschichtsforschung der Stadt eine deutliche Zäsur. Erst gegen Ende des 19. Jahrhunderts führten die Aktivitäten des Stadtrates und Druckereibesitzers Stanislaus Kah (1842 – 1922) zu einer erneuten Belebung. Vor allem die stadtübergreifende Anlage eines Kanalisationssystems brachte um die Jahrhundertwende Erdbewegungen bislang nie gekanntes Ausmaßes, die eine Flut von archäologischen Funden zum Vorschein brachten. Dank des Engagements Kahs gelangten diese nach Fundort und Fundumständen ordentlich inventarisierten Neufunde in den Besitz der 1892 neu gegründeten stadtgeschichtlichen Sammlungen. Als erster Konservator dieser Institution schuf er für die Archäologie der Stadt grundlegende Voraussetzungen. Daneben legte er als Herausgeber und Autor Teilbestände seines Hauses in – für damalige Verhältnisse – vorbildlichen Publikationen der Fachwelt vor.

Die archäologischen Aktivitäten erfuhren nach Kahs Tod wiederum einen markanten Einbruch. Die Fundbeobachtungen beschränkten sich noch bis nach dem Zweiten Weltkrieg auf das zufallsbedingte Registrieren von Bodeneingriffen im Zuge von Baumaßnahmen und das Zusammenlesen der dabei zutage gekommenen Fundstücke – zumeist Keramik. Seit den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts kam es zu sporadischen Untersuchungen, die allesamt den Charakter von Notbergungen nicht verloren. Größere zusammenhängende Flächen konnten in keinem einzigen Fall ausgegraben werden. So kleinräumig die Notgrabungen und Fundbergungen auch gewesen sind, eine Größe ließen sie faßbar werden: den Umfang der Zerstörung archäologischer Substanz. Dies gilt besonders für die bauintensiven Zeiträume der sechziger und siebziger Jahre.

Mit dem Beginn der achtziger Jahre stieg die Zahl der im Innenstadtbereich durchgeführten Notgrabungen deutlich an. Für die Chronologie der antiken Stadt besonders wichtige Parzellen konnten so im Verlauf der

Gernsbacherstraße untersucht werden. Holzfunde aus den stratigraphisch ältesten Bauten lieferten wesentliche Impulse in der Frage des lange diskutierten Siedlungsbeginnes. Die bislang dauerhafteste Präsenz der archäologischen Denkmalpflege in Baden-Baden begann im Jahre 1991. Mit den Ausgrabungen auf dem Rettigareal konnte die bisher größte zusammenhängende Fläche innerhalb der antiken Siedlung im Rahmen einer archäologischen Ausgrabung freigelegt werden. Die Infrastruktur der bestehenden Grabung nutzend, konnten im Stadtgebiet parallel dazu verschiedene Baubeobachtungen und kleinere Untersuchungen kurzfristig durchgeführt werden. Der vorliegende Beitrag soll in einem kurzen Überblick ausgewählte Objekte und erste Ergebnisse der vergangenen Jahre archäologischer Arbeit im antiken Aquae vorstellen.

## Das antike Aquae

Die antike Siedlung Aquae lag eingebettet zwischen den ersten Höhenzügen des Schwarzwaldes. Von der Oberrheinischen Tiefebene aus war die Siedlung knapp vier Kilometer flußaufwärts in einem West-Ost orientierten Seitental der Oos gelegen, flankiert von den Erhebungen „Battert“ und „Mercur“ (Großer Staufenberg) im Norden sowie dem „Fremersberg“ und dem „Iberst“ im Süden. Die Ausläufer der flankierenden Höhen reichen zum Teil sehr nahe an die Oos heran, wodurch der Siedlungsraum im Talgrund eng begrenzt ist. Zudem war die Oosniederung nicht als Siedlungsraum zu erschließen, da der Fluß noch bis ins 19. Jahrhundert hinein stark mäandrierte. Den eigentlichen Anstoß, in diesem Gebiet zu siedeln, bildete sowohl in der Antike als auch im Mittelalter die Existenz der heilkräftigen Thermalquellen. Sie entspringen am Florentinerberg, einem spornartigen Ausläufer des Battertmassivs.

Die antike Siedlung entwickelte sich in sicherer Entfernung zur Hochwasserzone der Oos in dem eingangs erwähnten Seitental, dem Rotenbachtal. Der das Tal durchfließende Rotenbach ist heute im Stadtbereich komplett kanalisiert und somit gänzlich aus dem Stadtbild verschwunden. An seinen ursprünglichen Verlauf erinnern gegenwärtig nur noch die Baufluchten der Gernsbacherstraße, der Lange Straße und des Rotenbachgäßchens. Ein älterer verlandeter Lauf des Rotenbaches selbst wurde bei archäologischen Ausgrabungen im März 1984 auf dem Grundstück Gernsbacherstraße 36

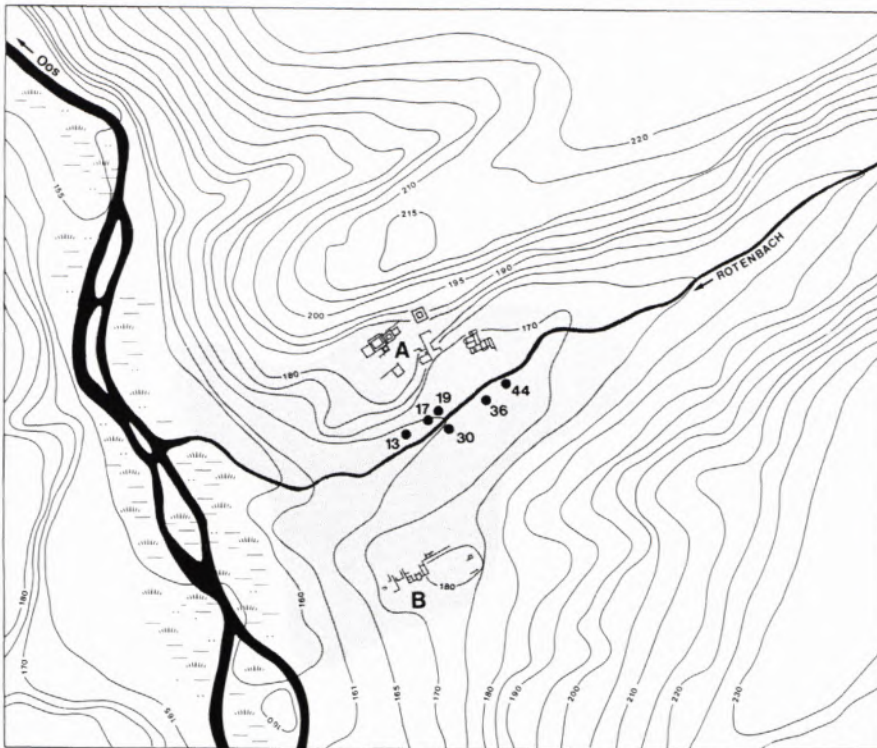
angetroffen und dokumentiert. Im ehemaligen Bachbett zeichneten sich verschiedene Ablagerungsschichten ab, aus denen sich eine Vielzahl römischen Fundmaterials – vornehmlich Keramik – bergen ließ. Der Fundbestand setzt sich zusammen aus frühen Terra-Sigillata-Scherben, die in der bis zum Beginn des 2. Jahrhunderts n. Chr. in das Limesgebiet exportierenden südgallischen Manufaktur von La Graufesenque hergestellt worden sind. An „tongrundiger Ware“ lassen sich Becher und Topfformen nennen, die ein auffallendes, aber in Baden-Baden auch an anderen Stellen sehr häufig beobachtetes Kammstrichdekor aufweisen. Dazu gesellen sich Teile von Einhenkelkrügen mit abgetrepptem Rand und südspanische Olivenölamphoren. Wie es scheint, wurde das Bachbett vermutlich in der 1. Hälfte des 2. Jahrhunderts verfüllt, vielleicht schon zu dem Zeitpunkt, als der eigentliche Rotenbachkanal in seiner sorgfältigen Sandsteinquaderauskleidung angelegt wurde. An einer Stelle ergab sich sogar eine unregelmäßige Pfostenstellung im Bachbett, die wohl von einem behelfsmäßigen Steg herrührt.

Nach dem gegenwärtigen Kenntnisstand liegt der Kern der römischen Siedlung in der Talauie entlang des Rotenbaches.

Im Jahr 1986 kamen bei Ausgrabungsarbeiten auf den Parzellen Gernsbacherstraße 13 und 30 erstmals bei neueren Untersuchungen gut erhaltene Holzkonstruktionen zum Vorschein. Im Bereich des Grundstücks Gernsbacherstraße 13 konnten unter einer späteren Steinbebauung die Überreste von zwei übereinanderliegenden Holzbauten nachgewiesen werden. Die älteste Bauphase und die zugleich frühesten römischen Spuren am Ort können aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen in die Zeit um 74/75 n. Chr. datiert werden. Diese Frühphase ist aus ihrem archäologischen Befund heraus als „Trockenlegungsschicht“ zu definieren, da Teilbereiche des Areals vor der Bebauung mit Holzabschlägen und Tannenreisig ausgelegt waren. Diese Holzbauphase wird von einer jüngeren, darüberliegenden Holzbebauung durch eine Brandschicht getrennt. Die Errichtung der jüngeren Holzbauphase datiert, ebenfalls auf dendrochronologischen Untersuchungen basierend, in die Jahre 85/86 n. Chr.

Die aufgrund der Jahresringuntersuchung an den Hölzern ermittelten Daten passen in hervorragender Weise zu den bisher bekannten





■ 2 Die Topographie der antiken Siedlung Aquae. Der Fluß und Bachläufe sind nach dem ältesten verfügbaren Kartenmaterial rekonstruiert. Legende: A Thermenareal (Kaiser- und Soldatenbäder). B Rettiggelände mit Darstellung der Steinbauphase. Die Ziffern im Verlauf des Rotenbaches nennen die Hausnummern der Grabungen des LDA im Verlauf der Gernsbacherstraße.

Besetzungsphasen des römischen Militärs im rechtsrheinischen Obergermanien. Wir wissen, daß unter Kaiser Vespasian in den Jahren 74/75 n. Chr. die ersten Kastelle an neu errichteten Fernstraßen – etwa an der rechtsseitigen Rheintalstraße von Mainz nach Auet (bei Basel) – erbaut wurden. Unter Kaiser Domitian, der in den Jahren 83/85 n. Chr. gegen die germanischen Chatten vor der nördlichen obergermanischen Provinzgrenze Krieg führte und nach Darstellung der kaiserlichen Propaganda siegreich beendete, kam es überall im Land zu weiteren Baumaßnahmen, in deren Zusammenhang offenbar auch die jüngeren der erwähnten Baden-Badener Hölzer zu stellen sind.

Die genannten Ausgrabungsergebnisse legen nahe, daß die frühesten römischen Siedlungsstrukturen in engem Bezug zum Rotenbach und seiner Talauie standen.

Da der Siedlungsraum innerhalb des Rotenbachtals sehr beengt und ein Ausweichen nach Westen in Richtung Oos nicht praktikabel war, mußte die Siedlung zwangsläufig auf die Hanglagen der Battert- und Staufenbergausläufer ausweichen. Auf dem nördlich des Rotenbaches gelegenen Hang entstanden die Thermenanlagen, der südlich gelegene Hang wurde alsbald von einem großen, repräsentativen Steingebäude eingenommen. Das Ausweichen auf die Hanglagen geschah offenbar sehr zügig, eine auf dem „Rettig“ ge-

fundene Bauinschrift läßt schon für die frühen achtziger Jahre des ersten nachchristlichen Jahrhunderts umfangreiche Bautätigkeiten erkennen.

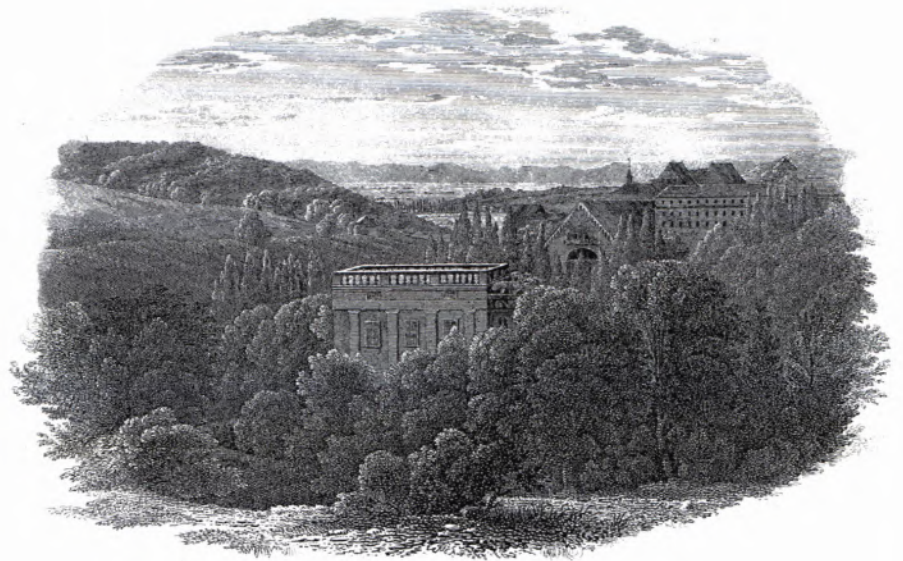
### Der „Rettig“ – Spurensuche im Park der Großherzogin

Die jüngste Geschichte des Rettighügels läßt sich bis ins frühe 19. Jahrhundert zurückverfolgen. Im Jahr 1808 kaufte der Fabrikant und Präfekturrat Franz Joseph Huvelin aus Straßburg das deutlich außerhalb der – seinerzeit noch existierenden – mittelalterlichen Stadtmauer liegende Rettiggelände. Auf der Kuppe des bis dato unbebauten, vermutlich nur landwirtschaftlich genutzten Hügels, ließ der Käufer ein kleines Gebäude errichten. Schon vier Jahre später kommen Grundstück und Immobilie durch Verkauf in den Besitz des Großherzogs Karl von Baden, der das Anwesen wiederum seiner Gemahlin Stephanie Beauharnais, der Adoptivtochter Napoleon Bonapartes, schenkte. Das Parkgelände scheint relativ unberührt geblieben zu sein, in zeitgenössischen Berichten wird es zumindest als „eine Art von Wildnis“ charakterisiert.

Die ersten römischen Funde des Areals wurden anlässlich des Hausbaues und in der Folgezeit bei gartengestalterischen Eingriffen immer wieder bekannt. Schon sehr früh finden sich in Ausgaben des „Badwochenblattes“ Berichte über aufgefundene Gebäudereste, Ziegel mit Stempeln militärischer Einheiten und Klein-



■ 3 Der Pavillon Stephanie auf dem Rettig in Baden-Baden. Der Stich zeigt das Gebäude nach einer Erweiterung durch einen halbrunden Anbau nach Plänen des Architekten Jacob. F. Dyckerhoff in den Jahren 1816/18. Stahlstich von Carl Ludwig Frommel, Illustration aus dem Werk: Alois W. Schreiber, Baden und seine Umgebung in malerischen Ansichten (Carlsruhe 1843).



funde wie Münzen und Gewandnadeln aus dem Garten Ihrer Kaiserlicher Hoheit.

Die Bedeutung des Hügels für die antike Zeit wurde bis in die jüngste Vergangenheit in Ermangelung archäologischer Quellen kontrovers diskutiert. Die ersten systematischen Ausgrabungen fanden in den fünfziger Jahren unseres Jahrhunderts statt. Das Gelände, mittlerweile im Besitz der Stadt Baden-Baden, erfuhr nun grundlegende Veränderungen. Großflächige Bodeneingriffe für den Bau eines Kindergarten- und Schulkomplexes erzwangen eine archäologische Untersuchung. Die hierbei erzielten Ergebnisse blieben allerdings hinter den anfänglichen Erwartungen zurück, fortschreitender Substanzverlust infolge rezenter Eingriffe und Termindruck im Vorfeld der Baumaßnahmen lieferten nur ein unvollständiges Bild der ehemaligen antiken Bebau-

ung. Mit Abschluß des Schulbaues waren gut zwei Drittel der ehemaligen Parkanlage überbaut, das Restgelände blieb als Bestandteil eines Hotelgartens erhalten.

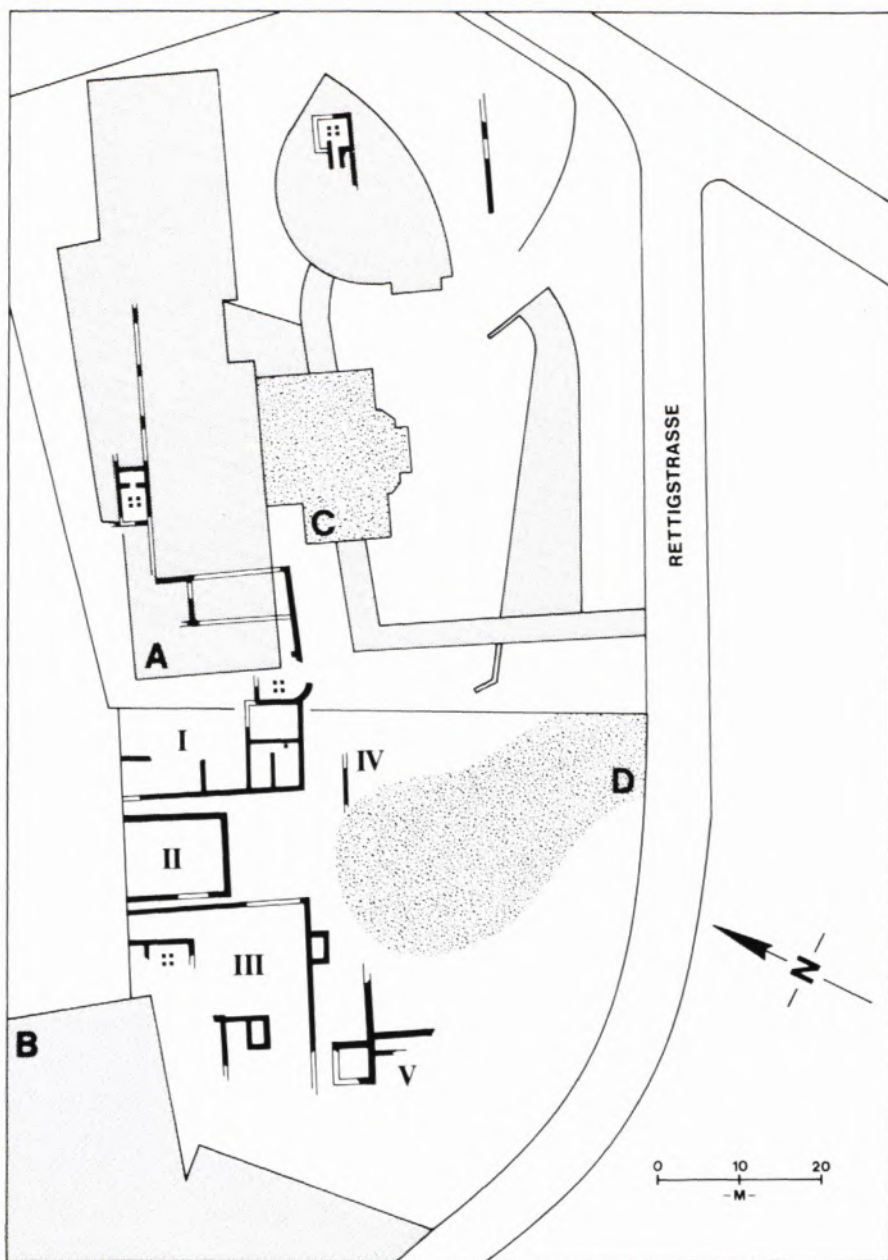
Konkrete Bebauungsabsichten leiteten im Jahr 1991 auch das Ende des letzten Drittels des großherzoglichen Parks ein. Die zu erwartenden Bodeneingriffe bildeten den Anlaß einer großflächigen Ausgrabung, deren Ziel die gesamte Aufdeckung des betroffenen Areals darstellte.

Die Arbeiten wurden in der Absicht, direkt an bekannte römische Mauerzüge anzuschließen, unmittelbar an der westlichen Baugrubengrenze des Realschulenhauptbaues begonnen. Auf diese Weise konnte im Bereich des Gebäudekomplexes I das 1957 unter der Realschule aufgedeckte Bauwerk in seinen Ausmaßen weitgehend komplettiert werden.



■ 4 Übersichtsaufnahme des Küchentraktes aus Gebäude I. Gut sichtbar ist die nahezu komplett erhaltene Herdstelle im rückwärtigen Raum.





■ 5 Schematischer Gesamtplan der bislang auf dem Rettig ergrabenen römischen Strukturen. Legende: A Realschulkomplex. B Tiefgarage Bankhaus. C ehemaliger Standort des Pavillon Stephanie. D modern gestörter Bereich. Die römischen Ziffern benennen jeweils die im Text genannten Baukomplexe.

zeit noch nicht genau umreißen, da bislang nur rückwärtige Bereiche ergraben werden konnten. Zahlreiche militärische Ziegelstempelfunde aus dem Ruinenschutt des Gebäudes weisen auch hier in die Richtung einer öffentlichen Funktion.

Weitere Bauwerke erstreckten sich über den südlichen Bereich des Geländes (Gebäude IV und V). Leider waren die antiken Strukturen in diesem Bereich durch moderne Eingriffe bereits weitgehend zerstört. Lediglich im Bereich des Gebäudes V ließ sich in Ansätzen noch ein signifikanter Grundriß, vermutlich der einer Risalitvilla, herausarbeiten.

Die jüngste römische Bautätigkeit dokumentiert sich in dem Gebäude II. Der Bau ist nach Ausweis des Fundmaterials vermutlich erst zu Beginn des 3. nachchristlichen Jahrhunderts entstanden. Die Erforschung der inneren Struktur steht noch aus, so daß über die Funktion des Baues derzeit noch keine Aussagen möglich sind.

### Das Kastell Baden-Baden

Die gegebene Übersicht zur Chronologie der Ausgrabungsphasen berührte bislang nur die Steinbauten. Die ältesten römischen Spuren auf dem Gelände dokumentieren sich aber in einer flächigen Holzbebauung, die den Rettighügel etwa ein Jahrzehnt vor der Errichtung des ersten Steinbaues überdeckte. Die Relikte der Holzbauphase waren in den ersten zwei Grabungskampagnen nur sehr bruchstückhaft zutage getreten, da vielfach die Fundamente der Steinbauten umfangreiche Partien zerstörten. Im südwestlichen Bereich des Rettighügels gelang es hingegen erstmals, auch größere zusammenhängende Strukturen freizulegen. Die aufgedeckten Holzbauten sind eindeutig militärischen Ursprungs. Insgesamt konnten die Spuren von etwa sechs Mannschaftsbaracken dokumentiert werden. Sie zeichneten sich durch charakteristische Baudetails aus, wie den sogenannten Kopfbau – die Wohnung des Centurio – und die nebeneinander gelegenen zweiräumigen Contubernien, die Unterkünfte der Mannschaften. Als Besatzung ist – in Anbetracht der zahlrei-

Der allgemein sehr gute Erhaltungszustand ließ sogar in vielen Räumen die ehemalige Nutzung erschließen. Der südwestlichste Raum des Gebäudes beherbergte die Küche. Während sich der nördlich anschließende Raum als Wasch- oder Spülküche zu erkennen gab, sind die östlich angrenzenden Zimmer vermutlich in der Funktion von Speiseräumen zu sehen. In dem zentral gelegenen, mit Apsis versehenen Raum haben sich sogar Überreste der ehemaligen Innenausstattung erhalten. So war die Apsis ursprünglich mit einer Stuckmuschel (Konche) ausgeschmückt. Für die Funktionsanalyse des Gesamtkomplexes spielt eine im frühen 19. Jahrhundert gefundene, in drei Teilen vorliegende Inschrift eine nicht unbedeutende Rolle. Die Fundstellen der einzelnen Stücke sprechen

für einen eindeutigen Bezug zu dem Gebäudekomplex I. Die Inschrift ist ursprünglich im Jahr 84/86 n. Chr. zu Ehren des Kaisers Domitian gesetzt worden. Das epigraphische Zeugnis nennt weiterhin drei Militäreinheiten, die als Bauausführende anzusehen sind. Der Charakter des Gebäudes dürfte demnach öffentlich gewesen sein. Vielleicht gehörte dieses Gebäude zu einer zunächst in Händen des römischen Militärs liegenden Verwaltungseinrichtung.

Die nächstfolgende Bautätigkeit auf dem „Rettig“ spiegelt sich in den Überresten des Gebäudekomplexes III wider. Gestützt auf datierendes Funde aus den Bauschichten entstanden die Gebäude im 1. Jahrzehnt des 2. nachchristlichen Jahrhunderts. Die Funktion des Komplexes läßt sich der-



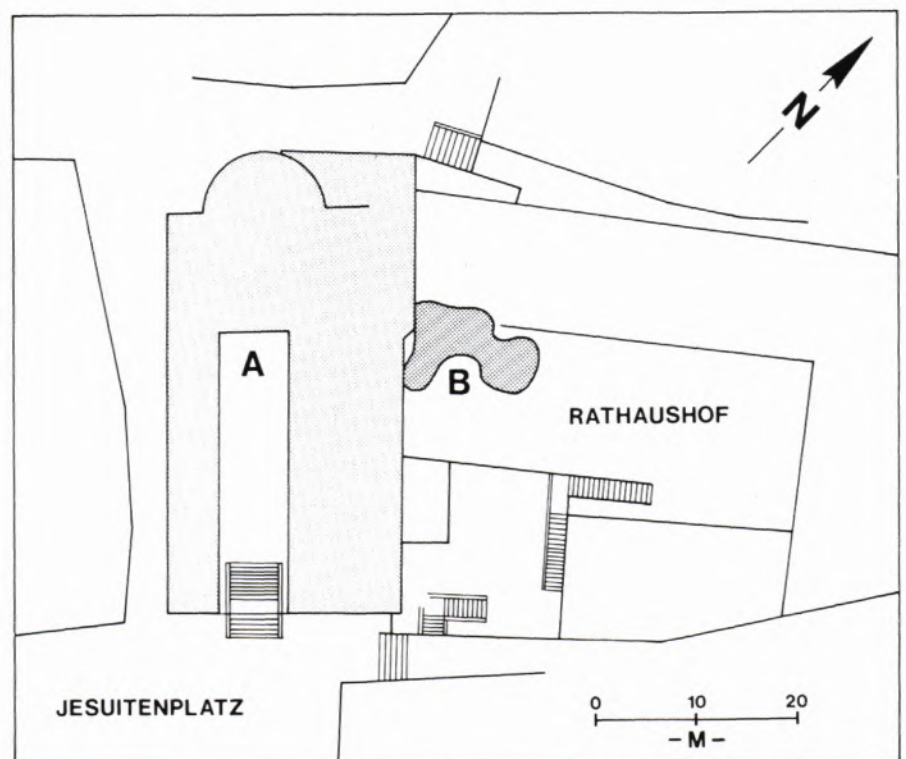
chen Ziegelstempel – die Cohors XXVI voluntariorum Civium Romanorum ins Auge zu fassen. Es handelt sich dabei um eine Infanterietruppe mit einer Sollstärke von fünfhundert Mann, die von einem Tribunen befehligt wurde. Die nach dem üblichen Schema angelegten Truppenunterkünfte auf dem „Rettig“ lassen vermuten, daß auch die übrigen Teile eines regelrechten Kastells ehemals an dieser Stelle der Baden-Badener Altstadt gelegen waren. Wahrscheinlich sind Gebäude wie etwa die Principia (Stabsgebäude) oder das Prätorium (Kommandantenwohnung) bei dem Bau der heutigen Realschule unerkannt zerstört worden. Mit der Dokumentation dieser militärischen Nutzung des Rettigareals dürfte die seit nahezu zweihundert Jahren andauernde Diskussion um den Militärstützpunkt in Baden-Baden ihr Ende finden.

### Gelaß der Götter? – Die Rathaushöhle

Im Dezember des Jahres 1891 wurde bei Umbauarbeiten im damaligen Hotel „Darmstädter Hof“ der Zugang zu einer Höhle entdeckt. Die Anlage erstreckte sich auf etwa 13 m Länge in nordöstlicher Richtung in den Rathausberg und liegt somit größtenteils unter dem heutigen Rathaushof. Die Höhle selbst besteht aus einer größeren Vorhalle, an die sich zwei tieferliegende Kammern anschließen. Beide Nebenkammern sind mit Wasser gefüllt und bilden zwei kleine, voneinander getrennte Seen.

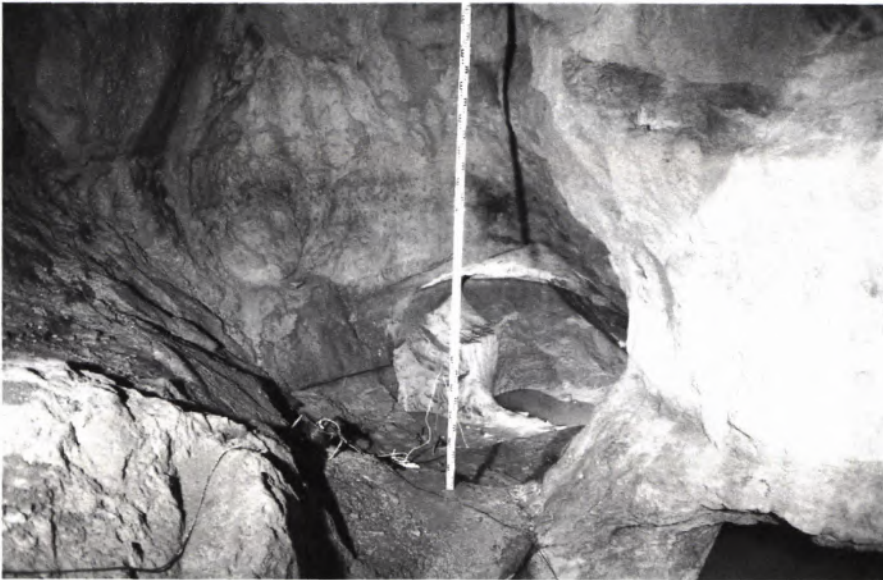
Der Wasserspiegel liegt knapp unter den jeweiligen Höhlendecken, so daß sich beide Räume einer systematischen Begehung entziehen. Über die Bedeutung und das Alter der Anlage gab es bislang keine gesicherten Anhaltspunkte. Archäologische Funde, mehrere Salbgefäße und ein Terrakottaköpfchen, die angeblich in der Höhle gefunden worden sein sollen, gaben Anlaß zu der Vermutung, daß es sich bei der Höhle möglicherweise um ein römisches Heiligtum handeln könnte. Die allerdings aus einer Privatsammlung stammenden Funde sind bezüglich der Fundüberlieferung jedoch mit starken Vorbehalten zu betrachten.

Einhundert Jahre nach ihrer Entdeckung geriet die Höhle erneut in den Mittelpunkt archäologischen Interesses. Wiederum im Zusammenhang mit Umbauarbeiten an dem mittlerweile zum Rathauskomplex gehörenden „Darmstädter Hof“ wurde der Eingangsbereich der Höhle erneut von Bauarbeiten betroffen. Das außergewöhnliche Denkmal sollte nun mit Glasure und Beleuchtungseinrichtung der Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Im Vorfeld dieser mittlerweile abgeschlossenen Arbeiten wurden die beiden Seen abgepumpt. Die Höhle war somit in fast allen Bereichen zugänglich geworden. Die Untersuchungen konzentrierten sich auf die bislang gänzlich überflutete östliche Nebenkammer, da nachsickerndes Wasser zur Eile trieb. Die zutagegetretenen Strukturen sprachen bald für sich: nicht die Reste ei-



■ 6 Grundriß der 1891 aufgefundenen Rathaushöhle. Umzeichnung einer damals angelegten Planaufnahme. Legende: A Hotel Darmstädter Hof (ehemalige Jesuitenkirche). B Ausdehnung der Rathaushöhle.





■ 7 Übersichtsaufnahme der Rathaushöhle. Blick durch die Haupthalle in die östliche Nebenkammer.

nes römischen Heiligtums, vielmehr die bizarren Formen eines alten Steinbruchbetriebes erschienen im Scheinwerferlicht. Unzählige Abbauspuren verrieten den künstlichen Ursprung der Höhle. Abgebaut wurden ausnahmslos Steintrommeln von ca. 1,20 m Durchmesser und einer Stärke von 0,30 bis 0,35 m. Insgesamt fanden sich in der östlichen Kammer noch 23 Abbaustellen. Viele Abbauspuren wiesen Überschneidungen auf, so daß die Zahl der ursprünglich entnommenen Stücke wesentlich höher gewesen sein muß. Mehrfach fanden sich auch Überreste von Fehlprodukten, die im Moment des Absprengens zu Bruch gingen und verworfen wurden. In der Höhle haben sich Relikte aller Arbeitsgänge eines Steinbruchbetriebes erhalten. Dies reicht von Anrißlinien anzulegender Schrotgräben bis hin zum fertiggestellten Rohling. Die abgebauten Werkstücke dürften wohl als Mühlsteine verwendet worden sein. Nach dem Ergebnis geologischer Untersuchungen ist der Stein für eine solche Verwendung geeignet. Die Notwendigkeit des Untertageabbaus erklärt sich ebenfalls aus der Geologie, die Betreiber des Steinbruches folgten der für ihre Verwendung benötigten Gesteinsart, angrenzende Formationen blieben unberührt.

Die Anfangsdatierung des Betriebes ist in Ermangelung archäologischen Fundmaterials derzeit nicht zu erschließen. Das Ende hingegen läßt sich baugeschichtlich herausarbeiten. Vor dem Eingang der Höhle wurde bis in das Jahr 1673 die Kirche des Baden-Badener Jesuitenkollegs errichtet. Spätestens mit der Fertigstellung des Baues war der Steinbruch bis zu seiner Wiederentdeckung nicht mehr zugänglich.

### Hephaistos fiel nach Baden-Baden – Die Ausgrabung Römerplatz 4

Die Parzelle Römerplatz 4 befindet sich in der dem „Friedrichsbad“ unmittelbar gegenüberliegenden Häuserfront. Die auf relativ klein bemessenen Grundstücken sitzende Häuserzeile entstand in ihrer heute bestehenden Form zu Beginn des 18. Jahrhunderts. Der gesamte südlich und östlich des Friedrichsbades gelegene Bereich hat sich seit der Mitte des letzten Jahrhunderts durch eine Vielzahl von Weihestein- und Götterbildern aus dem restlichen antiken Siedlungsareal hervorgehoben. Gegenwärtig sind aus dem eng umrissenen Bereich achtzehn Steindenkmäler antiker Götterverehrung bekannt. Die große Zahl dieser Fundgruppe legt die berechtigte Vermutung nahe, daß sich an diesem Ort ein Weihebezirk der Siedlung befand. In Ermangelung systematischer Ausgrabungen ist sein Erscheinungsbild in der Antike nicht näher zu bestimmen. Allerdings legen teilweise aus sekundärer Fundlage stammende Architekturteile, wie großformatige Säulentrommeln, die Existenz repräsentativer Tempelbauten nahe. Der Weihebezirk dürfte in engem Zusammenhang mit dem römischen Bäderbetrieb gestanden haben. Man geht sicher nicht fehl, wenn man in den zahlreichen Götterdenkmälern und Weihinschriften Dankadressen an die einzelnen Gottheiten sieht, denen die Dedikanten für ihre wiedergewonnene Gesundheit dankten. Von vorauszusetzenden Tempelanlagen, in denen die Standbilder der jeweiligen Gottheiten ihre Verehrung erfuhren, fehlt bislang jede Spur.

Im Frühling des Jahres 1994 ergab

sich im Bereich der Parzelle Römerplatz 4 erstmals die Möglichkeit einer archäologischen Untersuchung in diesem Bereich. Der Gebäudesanierung vorausgegangen war ein Teilabbruch des Hauses, erhalten blieben lediglich bescheidene Reste der Fassade. Die schwer zugängliche Baustelle erlaubte letztlich nur eine baubegleitende Dokumentation der archäologischen Relikte unter Hilfeleistung des bestehenden Baubetriebes. Gewisse Verluste antiker Substanz waren situationsbedingt unumgänglich. Der hohe Grundwasserspiegel ließ bei der Erbauung des alten Hauses einen nur knapp 1,60 m tiefen Keller zu. Dieser sollte im Zuge des Neubaus aus verständlichen Gründen deutlich tiefer angelegt werden. Im Verlauf der Aushubarbeiten waren schnell römische Fundschichten erreicht. In etwa 3 m Tiefe unter dem heutigen Straßenniveau konnte die Ecksituation eines großen Gebäudes freigelegt werden. Der knapp 90 cm breite Mauerzug wies noch eine beachtliche Erhaltung im aufgehenden Mauerwerk (1,20 m) auf. Im Inneren des Baues befand sich über verschiedenen Laufhorizonten eine massive Auffüllschicht aus großen Steinbrocken, die den wohl bedeutungsvollsten Fund dieser Ausgrabung barg. Die Steinschüttung setzte sich vermutlich in nachrömischer Zeit bei Hochwassern des Rotenbaches komplett mit feinem Schlack und Faulschlamm zu. Dieser Umstand erschwerte die Entnahme der Steinpackung, zumal das nachdrückende Grundwasser die Sedimente weiter aufweichte. Während der Arbeiten stießen die Ausgräber auf einen „indifferenten“ Gegenstand, der sich nach der Entfernung des Sedimentschlammes als Torso einer männlichen Götterstatue zu erkennen gab. Sein Gewand, ein Handwerkerkittel (Exomis), verriet die Identität des jungen Gottes: Hephaistos, Gott des Erdfeuers und Patron der Schmiede, nach der griechischen Mythologie von seinem Vater Zeus im Zorn zur Erde geschleudert, lag zerschmettert inmitten der Baugrube.

Kopf, Gliedmaße und die Attribute des Gottes, Schmiedehammer, Zange und Amboß waren nicht mehr vorhanden. Der noch 74 cm große, aus Kalksandstein bestehende Torso stellt das Werk eines geschickten Bildhauers dar, dessen Talent sich besonders in den gut getroffenen Proportionen und der naturalisti-





■ 8 Hephaistos. Kalksandsteintorso von der Ausgrabung Baden-Baden, Römerplatz 4.

schen Ausprägung anatomischer Details widerspiegelt.

Das Statuenfragment geriet offenbar noch in römischer Zeit als Bestandteil des Füllmaterials in die beschriebene Fundschicht. Wahrscheinlich stammen auch vier Weihesteine, die im Jahr 1901 im westlich angrenzenden Nachbargrundstück aufgefunden wurden, aus der gleichen Stein-schüttung. Aufgrund dendrochronologischer Untersuchungen ist von einer Vergrabung des Torsos in der Zeit nach 220 n. Chr. auszugehen. In welchem Zusammenhang der freigelegte Gebäuderest zu den voraussetzenden Bauten des Weihebezirks steht, ließ sich aufgrund der kleinräumigen Beobachtungsmöglichkeiten vorerst nicht klären.

### Großküche für Laufkundschaft – Die Grabung „Schwarzwaldhof“ 1989

Nach Abriß des von Friedrich Weinbrenner zu Beginn des 19. Jahrhunderts errichteten „Schwarzwaldhofes“ ließen sich – neben der Freilegung der oben schon erwähnten Holzbaustrukturen – Einblicke in die römische Zivilsiedlung des 2. und 3. Jahrhunderts gewinnen. Zahlreiche dokumentierte Mauerzüge ermöglichen die Rekonstruktion eines mehrräumigen Gebäudes, dessen Breitseite zur ehemaligen Römerstraße (unter der heutigen Gernsbacherstraße) ausgerichtet war. Das Gebäude muß mindestens achtzehn Meter lang und elf Meter breit gewesen sein. Im rückwärtigen Teil bestand ein kleiner Innenhof; einige der ausgegrabenen Räume wiesen Hypokaustheizung auf. Insgesamt ergab sich der Eindruck, daß hier mehrere Hauseinheiten zu einem insularen Komplex zusammengefaßt worden waren. Dabei dürften die zur Gernsbacherstraße hin gelegenen Räumlichkeiten eher als „Geschäftsräume“ anzusprechen sein, während im rückwärtigen und wohl auch in einem Obergeschoß der Wohnbereich anzunehmen ist. Reste farbigen Wandverputzes zeigen, daß dieses Haus im antiken Baden-Baden anspruchsvoll ausgestattet war.

Als Besonderheit befand sich in einem der Räume des Hauses eine Einrichtung, die sich als Garküche interpretieren läßt. Entdeckt wurde der runde Boden eines großen doliumartigen Tongefäßes, das auf einer Plattenunterlage fest vermörtelt war. Die seitliche Begrenzung durch Ziegel-mauerwerk wurde von einer kanalartigen Abzugskonstruktion unterbrochen, die mit Sandstein- und Ziegel-

platten randlich eingefast war. Es scheint, daß sich die römische Laufkundschaft von dieser Garküche mit einfachen Speisen versorgen ließ.

### Zusammenfassung und Ausblick

Seitdem sich die archäologische Denkmalpflege Karlsruhe des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg intensiver mit den römischen Hinterlassenschaften Baden-Badens beschäftigt, konnten in den Grabungen der letzten Jahre die wichtigsten Fragen zur Struktur und Chronologie der Siedlung beantwortet werden.

Die Grabungen auf dem „Rettig“ erbrachten den eindeutigen Nachweis, daß am Ort ein römisches Kastell vorhanden war. Die Zuordnung der vom „Rettig“ stammenden Bauinschrift wird durch den bei den neueren Grabungen deutlich gewordenen repräsentativen Charakter des großen Steinbaues ermöglicht. Die chronologischen Verhältnisse der antiken Bauwerke auf dem Rettighügel lassen sich dadurch detailliert nachvollziehen.

Die Ausgrabungen auf mehreren Grundstücken an der Gernsbacherstraße haben gezeigt, daß die ersten Gebäude des Vicus im Zusammenhang mit dem Kastellbau und der Besetzung des rechtsrheinischen Gebietes unter Kaiser Vespasian errichtet wurden. Weiter wurde deutlich, daß im Zuge der Chattenkriege Domitians auch in Baden-Baden mit umfangreichen Baumaßnahmen zu rechnen ist. Damit ordnet sich Aquae aufs Beste in die gängigen Vorstellungen der römischen Besetzung unseres Landes ein.

Die Untersuchungen auf dem Gelände des „Schwarzwaldhofes“ haben darüber hinaus Einblicke in die zivile Bebauung der stadtartigen Siedlung des 2. und 3. Jahrhunderts gegeben. Offenbar war das Leben und Treiben auf den Straßen und Plätzen ganz ähnlich wie heute: auch damals versorgten Garküchen die Passanten.

Die jüngsten Bemühungen um die Baden-Badener Vergangenheit hat die Stadt allerdings auch um ein „Geheimnis“ ärmer gemacht: nicht ein römisches Grottenheiligtum verbirgt sich in der Rathaushöhle, sondern ein Steinbruch des Mittelalters.

Insgesamt konnte das römische Baden-Baden durch die gewonnenen Erkenntnisse in ein neues Licht der archäologischen Forschung Südwestdeutschlands gerückt werden.

Die wissenschaftliche Auswertung



der Grabungsdokumentation wird bereits in größerem Umfang vorgenommen. Die Rettiggrabungen sind mittlerweile Gegenstand zweier Freiburger Dissertationen. Vorarbeiten zur Publikation der Grabungen entlang der Gernsbacherstraße wurden bereits ausgeführt. Es ist geplant, die erzielten Ergebnisse in einen archäologischen Stadtplan aufzunehmen, der alle bisher bekannten römerzeitlichen Siedlungsstrukturen dokumentieren soll.

Bisher in neueren, systematischen Grabungen noch nicht berührte Bereiche der antiken Stadt stellen die seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts bekannten Thermenanlagen dar. Noch hat sich die denkmalpflegerische Notwendigkeit einer neuerlichen Untersuchung der „Kaiserbäder“ auf dem Oberen Marktplatz nicht gestellt. Seit Jahren sind aber immer wieder einmal Bestrebungen im Gange, das dortige Gelände einer Neubebauung zuzuführen. Sollten sich diese Absichten konkretisieren, ist die archäologische Denkmalpflege wieder auf den Plan gerufen, denn Bodeneingriffe in diesem empfindlichen und für die Forschung wichtigen Bereich müssen zwangsläufig zu umfangreichen Untersuchungen führen.

Die archäologische Erforschung Baden-Badens ist im Zusammenhang zu sehen mit den Untersuchungen der vergangenen Jahre in Ettlingen und Pforzheim. In allen drei Städten haben es Maßnahmen der Altstadtsanierung und Neubauten notwendig gemacht, umfangreiche Untersuchungen anzustellen. Dabei konnten viele Gemeinsamkeiten in Bezug auf

Bedeutung und Funktion der römischen Siedlungen unter den heutigen Städten festgestellt werden. Wie sich zeigt, wurden diese Plätze von den Römern offenbar gezielt an verkehrstopographisch günstigen Punkten am Rande des Nordschwarzwaldes besetzt. Von hier aus konnten die wirtschaftlichen Ressourcen dieser sonst als siedlungsfeindlich geltenden Mittelgebirgsregion erschlossen und ausgebeutet werden. In den letzten Jahren wurde damit einem Anliegen der römischen Forschung entsprochen, Charakter und Chronologie zentraler Siedlungen zu klären.

#### Literatur:

Egon Schallmayer, *Aquae – Das römische Baden-Baden. Führer zu Archäologischen Denkmälern in Baden-Württemberg 11* (Stuttgart 1989) mit Verzeichnis älterer Literatur.

Egon Schallmayer, *Grabungen in der Altstadt von Baden-Baden. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1989* (Stuttgart 1990), S. 143 ff.

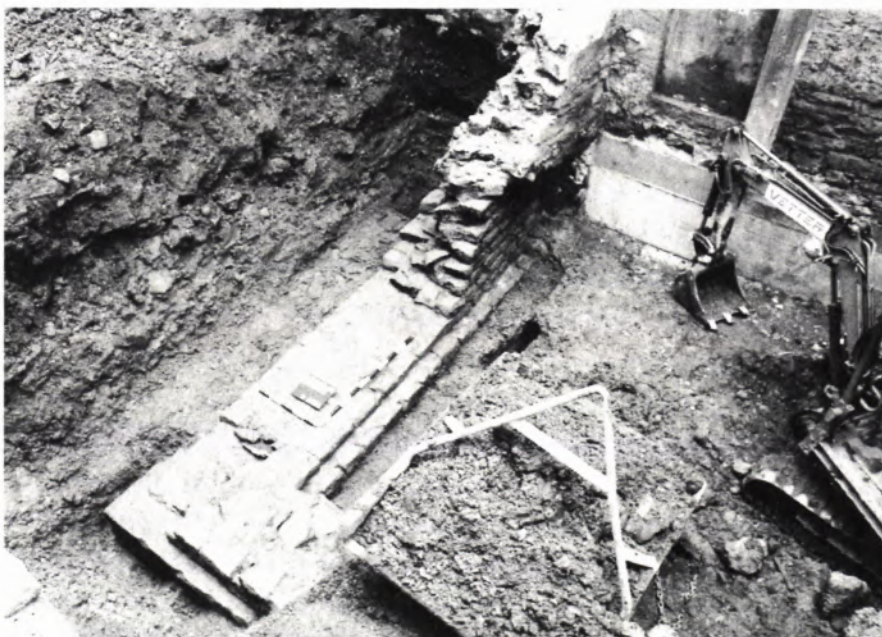
Peter Knierriem, Elke Löhnig, *Neue Erkenntnisse zur Bedeutung der Baden-Badener Rathaushöhle. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1991* (Stuttgart 1992), S. 330 ff.

Peter Knierriem, Elke Löhnig, *Heimlich bei Nacht und Mondenschein sollt ihr sie begraben! Über mittelalterliche Siedlungsspuren auf dem „Rettig“ in Baden-Baden, eine ungewöhnliche Bestattung und den Aberglauben. Ein Vorbericht zu den laufenden Ausgrabungen. Die Ortenau 73, 1993, S. 142 ff.*

Peter Knierriem, Elke Löhnig, Egon Schallmayer, *Spuren eines römischen Militärstützpunktes auf dem Rettig in Baden-Baden. Archäologische Ausgrabungen in Baden-Württemberg 1993* (Stuttgart 1994), S. 129 ff.

**Dr. Egon Schallmayer**  
LDA · Archäologische  
Denkmalpflege  
Amalienstraße 36  
76133 Karlsruhe

**Peter Knierriem M.A.**  
**Elke Löhnig M.A.**  
Schauinslandstraße 6  
79194 Gundelfingen



■ 9 Baden-Baden, Römerplatz 4. Übersichtsaufnahme des Ausgrabungsareals. Im Vordergrund sind die Reste eines stark fundamentierten Bauwerkes zu sehen.



# Vom Arbeiterhaus zur Direktorenvilla

Werkswohnungen der zwanziger Jahre in Grenzach-Wyhlen

Erik Roth



■ 1 Arbeiterhäuser in der unteren Bärenfelsstraße: Bärenfelsstraße 9/11–21/23.

Immer wieder kommt es vor, daß der Wunsch nach einer intensiveren Nutzung eines Grundstücks, sei es aus wirtschaftlichen oder stadtplanerischen Überlegungen, den Belangen des Denkmalschutzes entgegensteht. Ein Konflikt ist vor allem dort vorgezeichnet, wo großzügige Freiflächen ganz wesentlich zu einem Kulturdenkmal gehören, wo Gebäude und Freifläche eine enge funktionale, oft auch gestalterische Einheit bilden.

Häufig ist diese enge Verbindung durch die Bauaufgabe vorgegeben. Dabei kann es sich um so unterschiedliche Objekte wie Villen und Arbeiterhäuser handeln: Eine Villa ist stets ein freistehender Baukörper inmitten von Grünflächen. Gärtnerische Anlagen bzw. Freiflächen tragen wesentlich zu ihrem Erscheinungsbild bei; in vielen Fällen sind sie Bestandteil des Kulturdenkmals. Dieselbe Bedeutung kommt den Grünflächen in Arbeitersiedlungen zu, die Anfang unseres Jahrhunderts als Gartenstädte errichtet wurden. Großzügige Gartenflächen gehörten hier zum Programm.

## Gartenstädte

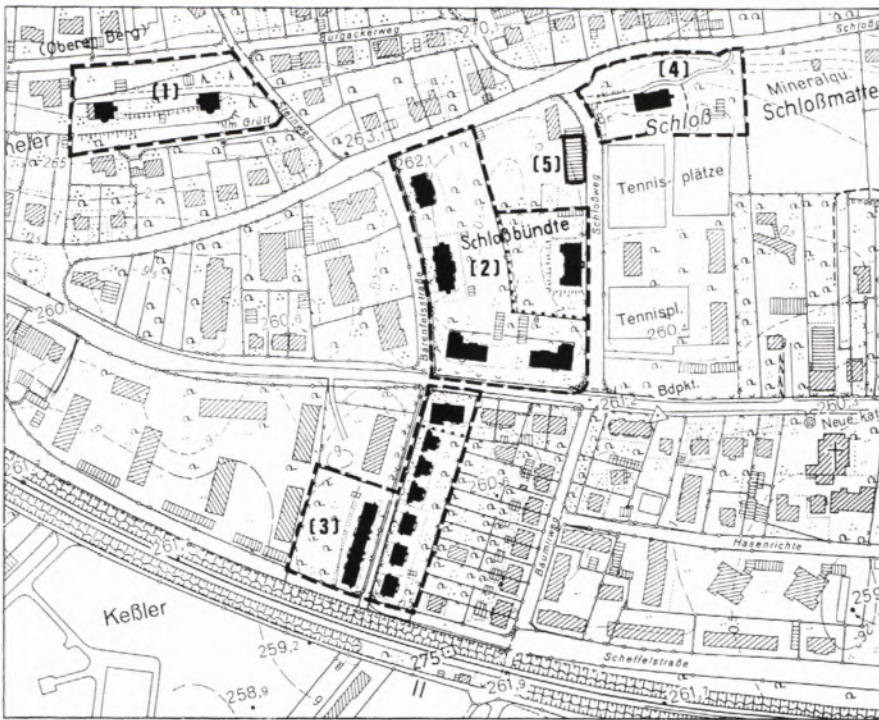
Angeregt durch die utopisch-reformerischen Konzepte, die Ende des 19. Jahrhunderts in England entwickelt wurden, und die eine grundlegende Umwandlung des Verhältnisses von Stadt und Land zum Ziel hatten, erfolgte 1902 in Berlin die Gründung der Deutschen Gartenstadtgesellschaft. Ihr Bestreben war es, vor allem für schwer arbeitende, einkommensschwache Bevölkerungsschichten preiswerte und hygienisch einwandfreie Wohnungen in enger Verbindung mit der Natur zu schaffen, im Gegensatz zu den überfüllten Arbeitervierteln der Gründerzeit. Die 1½- bis 2geschossigen Häuser und Hausgruppen erhielten großzügige Gartenflächen zugeordnet. Dadurch wurde nicht nur ein gesundes Wohnumfeld geschaffen, sondern auch den Bewohnern die Möglichkeit zur Selbstversorgung gegeben.

Die architektonische Gestaltung dieser Siedlungen war maßgeblich durch Mitglieder des 1907 gegründeten Deutschen Werkbunds beeinflusst. Sie forderten eine zweckmäßige,

klare Formgebung und eine materialgerechte Detailausbildung. Eine Typisierung von Bauteilen und Gebäuden sollte eine rationelle, kostengünstige Bauausführung ermöglichen. Dies bedeutete eine Absage an das historische Formenvokabular des 19. Jahrhunderts, nicht aber an jegliche bauliche Tradition. So wurde die Architektur der Zeit um 1800, die in besonderer Weise die Ideale von Einfachheit und Klarheit der Formgebung zu verkörpern schien, zum Vorbild für Siedlungen der Reformbewegung. Wie bei den planmäßig angelegten Siedlungen jener Zeit sollten gleichartige schlichte Baukörper in größere städtebauliche Einheiten eingebunden und dadurch zusammenhängende Straßen- und Platzbilder geschaffen werden.

Siedlungen nach den Grundsätzen der Gartenstadtbewegung wurden in Baden vor allem von Friedrich Ostendorf – 1907–1914 Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe – und seinen Schülern geplant. Eine Reihe solcher Siedlungen wurde noch vor dem Ersten Weltkrieg begonnen. Ihr Ausbau auf die heutige





■ 2 Grenzach-Wyhlen, Bereich „Schloßmatten“ in Grenzach. Lageplan mit den Direktorenvillen (1), den Beamten- (2) und Arbeiterhäusern (3) der pharmazeutischen Fabrik Hoffmann-La Roche, dem Grenzacher Schloßle (4) und der Scheune des ehem. Schloßgutes (5).

Größe erfolgte aber meist erst in den zwanziger Jahren nach überarbeiteten Plänen. Größere Anlagen wurden von Genossenschaften errichtet, so die Gartenstädte Rüppurr in Karlsruhe und Haslach in Freiburg. Siedlungen dieser Art entstanden nicht nur in Großstädten, sondern auch im ländlichen Raum, wenn im Zuge von gewerblichen Ansiedlungen Wohnraum für die Beschäftigten geschaffen werden sollte (u. a. die Gartenstädte Weil-Leopoldshöhe und Haltingen für Bedienstete der Reichsbahn).

### Werkswohnungen der Fa. Hoffmann-La Roche in Grenzach

Es lag nahe, dieses Konzept auch für den Werkswohnungsbau zu übernehmen. Allerdings war der Bedarf gerade in Südbaden im Vergleich zu industriellen Ballungszentren gering. Ein seltenes Beispiel für qualitativollen Werkswohnungsbau dieser Zeit, bei dem Grundgedanken der Gartenstadt aufgegriffen und den andersartigen Bedingungen entsprechend modifiziert wurden, finden wir in Grenzach-Wyhlen am Hochrhein.

Die pharmazeutische Fabrik Hoffmann-La Roche aus Basel gründete ihre Grenzacher Niederlassung im Jahre 1896. Die Produktion wurde zunächst mit 17 Arbeitern aufgenommen, doch schon bald konnten die Anlagen erweitert werden. Nach dem Ersten Weltkrieg wohnte der größte Teil der leitenden Angestellten und Werkmeister noch in Basel.

Infolge der fortschreitenden Entwertung des Markkurses war die Firma nicht mehr in der Lage, ihre Gehälter in schweizerischer Währung auszubezahlen. Man entschloß sich, eigene Wohnungen zu bauen, um die Werksangehörigen in Grenzach unterbringen zu können.\*

Mit der Planung und Bauleitung wurde der Architekt Hertel aus Badenweiler beauftragt. 1921 und 1922 entstand in zwei Bauabschnitten eine ausgedehnte Wohnbebauung in der Nähe des Werksgebietes. Die großzügigen Gartenflächen und die Wiederaufnahme barocker Bauformen sind die hervorsteckendsten

■ 3 Bärenfelsstraße 18/20 und 21/23.





■ 4 Beamtenhäuser in der oberen Bärenfelsstraße: Bärenfelsstraße 5/7, im Hintergrund: Basler Straße 54 und 65.



■ 5 Bärenfelsstraße 1/3, Straßenseite.



■ 6 Bärenfelsstraße 1/3, Gartenseite.





Merkmale der Anlage. Darin liegen auch die wesentlichen Gemeinsamkeiten mit den erwähnten genossenschaftlichen Siedlungen.

Die Unterschiede ergeben sich aus der Bauaufgabe: Hier wurde nicht vorrangig für einkommensschwache Bewohner gebaut. Neben Arbeiterhäusern entstanden Wohnungen für leitende Angestellte der Firma – sog. Beamtenhäuser – und zwei Direktorenvillen. Die Bauten sind auch nicht in eine strenge städtebauliche Ordnung eingebunden, sie bilden keine in sich geschlossene Anlage, wie dies bei den genossenschaftlichen Siedlungen oft der Fall war (z. B. Gartenstädte Freiburg-Haslach oder Weil-Leopoldshöhe). Hier finden wir ein anderes Ordnungsprinzip vor: Drei Abschnitte jeweils eigener Ausprägung sind entlang einer durchgehenden Wegeführung – Bärenfelsstraße, Steinweg – aufgereiht (Abb. 1).

Entlang der unteren Bärenfelsstraße, dem Firmengelände am nächsten, wurden die Häuser für die Arbeiter des Werkes errichtet. Sechs giebelständigen Kleinhäusern steht ein langgestreckter Baukörper mit Reihenhäusern gegenüber. Nördlich schließen sich die Beamtenhäuser an. Zwei dieser stattlichen Baukörper sind aus dem südlichen Abschnitt gut zu erkennen, da die Bärenfelsstraße in einem Bogen verläuft und die Häuser entlang der Außenkrümmung angeordnet sind. Zwei weitere Häuser bilden eine symmetrische Straßenfront zur Basler Straße. Diese Gruppe wird durch eine umlaufende Einfriedung zu einer Einheit zusammengefaßt. Ein fünftes Beamtenhaus steht auf der Südseite der Basler Straße; die Arbeiterhäuser treten dahinter zurück. 1929/30 kam ein weiteres Haus am Schloßweg hinzu. Ob die Bebauung auch auf der Westseite der Bärenfelsstraße über die Basler Straße hinweg weitergeführt werden sollte, ist nicht bekannt. Jenseits der Schloßgasse führt der Steinweg bergan zu den beiden Direktorenvillen. Ursprünglich bestand ein unmittelbarer räumlicher Zusammenhang mit den Beamtenhäusern: Das Gelände unterhalb der Villen wurde erst später bebaut.

Die räumliche Gliederung der Anlage fand ihren Niederschlag im Volksmund: Die Grenzach bezeichneten den Hang mit den Direktorenvillen als Goldhügel, die obere Bärenfelsstraße mit den Beamtenhäusern wurde Frankenstraße, die untere Bärenfelsstraße mit den Arbeiterhäusern Pfenniggässle genannt. Diese Bezeichnungen hatten sich während der zwanziger Jahre so sehr verfe-

stigt, daß man sie nicht selten als Anschriften auf Briefen und sonstigen Zustellungspapieren zu lesen bekam.\*

## Arbeiterhäuser – Beamtenhäuser – Direktorenvillen

Trotz der funktionalen und räumlichen Gliederung der Anlage in drei Abschnitte ist deutlich zu erkennen, daß die Baugruppen Bestandteile einer übergreifenden Planung sind, daß ihnen eine einheitliche städtebauliche und architektonische Zielvorstellung zugrunde liegt.

Der südliche Abschnitt für die Arbeiter des Werkes umfaßt sechs giebelständige Doppelhäuser und – gegenüberliegend – eine Hausgruppe mit acht aneinandergereihten Wohneinheiten (Abb. 2 u. 3). Es handelt sich um schlichte Putzbauten mit Anklängen an die Formensprache des 18. bzw. frühen 19. Jahrhunderts. Vor allem die Reihe der giebelständigen Kleinhäuser mit Krüppelwalmdach erinnert an Siedlungsbauten jener Zeit. Der Typ des längsgeteilten Doppelhauses ist auch in anderen Gartenstädten (z. B. Weil-Leopoldshöhe) anzutreffen. Hausgruppen aus aneinandergereihten Einheiten wurden aber bevorzugt, da sie eine stärkere Verdichtung ermöglichten. Jedem Haus ist ein kleiner Garten zugeordnet.

Die Arbeiterhäuser sind ein charakteristisches Beispiel für die Architekturrichtung, die in den zwanziger Jahren eine zweckmäßige, klare Formgebung anstrebte und diese Ziele unter Einsatz traditioneller Bauformen zu verwirklichen suchte. Nach der Privatisierung wurden die Häuser z. T. verändert, sie vermitteln aber noch anschaulich den ursprünglichen Baugeanken.

Die Häuser für die leitenden Angestellten der Firma – oberhalb der Arbeiterhäuser – zeigen dieselbe architektonische Grundauffassung. Sie wurden aber für gehobene Wohnansprüche geschaffen und heben sich deutlich von den Arbeiterhäusern ab (Abb. 4–8). Die großzügigen Gartenflächen – Vorgärten und Nutzgärten hinter den Häusern – entsprechen dem Gartenstadtdenken. Die umlaufende Einfriedung schließt die Häuser nördlich der Basler Straße zu einer Einheit zusammen. Die Gruppe besteht – mit Ausnahme des Doppelhauses Bärenfelsstraße 1/3 – aus Vier- bzw. Fünffamilienhäusern mit Geschoßwohnungen (je zwei im Erd- und Obergeschoß sowie Personalwohnungen bzw. -zimmer im Dachgeschoß). Im Unterschied zu den Arbeiterhäusern (Doppel- und Reihen-



häuser) wurde hier eine städtische Wohnform gewählt.

Die repräsentative äußere Gestaltung der Gebäude erinnert an barocke Herrenhäuser: Die schlichten blockhaften Baukörper mit mächtigen Walmdächern und reich gegliederten Putzfassaden – regelmäßige Fensterreihen mit Sprossenfenstern, Eckquaderung, die Eingänge durch Pilaster, Rahmungen und Verdachungen hervorgehoben – zeugen von einer sorgfältigen architektonischen Planung. Dem entspricht auch eine gehobene Ausstattung im Inneren mit Parkettböden, Schiebetüren usw. Bis auf wenige Ausnahmen ist diese Bauausstattung einschließlich der sorgfältig detaillierten Fenster und Türen original erhalten geblieben. Das Haus am Schloßweg wurde nachträglich in derselben Formensprache errichtet, jedoch in einfacherer Ausführung, mit weniger schmückenden Details (Abb. 8).

Oberhalb der Beamtenhäuser, in exponierter Lage am Hang, liegen die beiden Direktorenvillen inmitten ausgedehnter Gärten (Abb. 9). Wie die Arbeiter- und die Beamtenhäuser wurden auch die Villen nach einem Typenentwurf errichtet. In ihrer Formensprache – blockhafte Ausbildung der Baukörper mit Walmdach, Putzfassaden mit Sprossenfenstern usw. – sind sie den Beamtenhäusern verwandt. Durch ihre freistehende Situation sind sie aber deutlich hervorgehoben. Dazu trägt auch die aufwendige Detaillierung der sparsam eingesetzten Formen bei, so z. B. die rocailleartig ausgebildeten Schlußsteinverzierungen an den Tür- und Fensterrahmungen. Wie bei den Beamtenhäusern ist auch bei den beiden Direktorenvillen das ursprüngliche Erscheinungsbild bemerkenswert gut erhalten.

Über die gestalterische Qualität und die architekturgeschichtliche Bedeutung der drei Gruppen hinaus besitzt die Anlage als Ganzes einen überdurchschnittlichen Zeugniswert: Sie ist ein seltenes und besonders anschauliches Beispiel für qualitativ vollen Werkwohnungsbau der Zeit kurz nach dem Ersten Weltkrieg. Die räumliche Abfolge Arbeiterhäuser – Beamtenhäuser – Direktorenvillen unter Berücksichtigung der Topographie, die unterschiedliche architektonische Ausbildung der drei Baugruppen bei grundsätzlich gleicher Formensprache, das unterschiedliche Ausmaß der zugeordneten Gartenflächen u. a. m. zeigen anschaulich, welche Bau- bzw. Wohnformen für die einzelnen Bewohnergruppen zu dieser Zeit bevorzugt bzw. für angemessen

gehalten wurden. Die drei Abschnitte bilden eine Sachgesamtheit, die nach den Kriterien des Denkmalschutzgesetzes aus wissenschaftlichen, vor allem architektur- und sozialgeschichtlichen Gründen ein Kulturdenkmal ist. Ihre Erhaltung liegt insbesondere wegen ihres dokumentarischen und exemplarischen Wertes im öffentlichen Interesse.

## Planung einer intensiveren Grundstücksnutzung

Wie wir gesehen haben, erstrecken sich hinter den Beamtenhäusern im mittleren Abschnitt der Anlage ausgedehnte Gärten (Abb. 1 u. 6). Nördlich und östlich schließen sich weitere Flächen an, die nur zu einem geringen Teil bebaut sind: das Gelände des ehemaligen Gutshofes, das Areal des Grenzacher Schloßles, südlich davon Tennisplätze. Das gesamte Gelände umfaßt nahezu 4 ha, von denen ca. 3 ha baulich nicht genutzt sind. Eigentümerin ist die Fa. Hoffmann-La Roche, Grenzach. Sie beabsichtigt, das Gebiet neu zu ordnen und intensiver zu nutzen. Eine höhere Nutzung dieser innerörtlichen Freiflächen entspricht auch den städtebaulichen Zielvorstellungen der Gemeinde Grenzach-Wyhlen. Besondere Bedeutung kommt dabei der Ausweisung von Wohnbauland zu.

Von Anfang an war klar, daß das Schloßle, im Kern ein mittelalterliches Weiherhaus, das in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts seine heutige Gestalt erhielt, nicht beeinträchtigt werden sollte. Erste Überlegungen zielten darauf ab, das übrige Gelände „freizuräumen“ und vollständig neu zu bebauen. Dies hätte den Verlust der Beamtenhäuser bedeutet. Vorsorglich wurde aber schon in dieser vorbereitenden Phase unser Amt hinzugezogen, um ihren Wert zu beurteilen. Bei einem Ortstermin wurde deutlich, daß die gesamte Baugruppe mit den zugehörigen Grünflächen – als Teil einer größeren Sachgesamtheit – Kulturdenkmal sei.

Es folgten mehrere Abstimmungsgespräche mit dem Eigentümer, bei denen die Wertigkeit der Gebäude und Freiflächen sowie die Nutzungsmöglichkeiten besprochen wurden. Es galt zu prüfen, ob bzw. in welchem Umfang eine zusätzliche Bebauung auf dem Grundstück möglich sei, ohne daß der Charakter der Anlage und damit ihr Denkmalwert verlorengehe. Gemeinsam kamen wir zum Ergebnis, daß die vier gleichzeitig errichteten Häuser an der Basler und Bärenfelsstraße mit den unmittelbar zugeordneten Gartenflächen und der durchgehenden Einfriedung den un-

■ 7 Eingänge zu den Häusern Bärenfelsstraße 5 und Basler Straße 54.







■ 8 Das nachträglich errichtete Beamtenhaus Schloßweg 1.



■ 9 Direktorenvilla Burgackerweg 13.

verzichtbaren Kern der Anlage bilden.

Anders sei das nachträglich errichtete Wohnhaus am Schloßweg zu beurteilen: Es führt das städtebaulich-architektonische Konzept in reduzierter Formensprache fort, leistet aber keinen wesentlichen Beitrag zur Anlage. Wenn es abgebrochen würde, könnten die Freiflächen im Innern des Blockes erschlossen und gemeinsam mit den Flächen östlich des Schloßweges in ein übergreifendes städtebauliches Konzept einbezogen werden. In diesem Fall würde ein großer Teil der Mietergärten für die neue Wohnbebauung in Anspruch genommen werden. Dies wäre ohne Zweifel ein erheblicher Eingriff. Die Baugruppe an der Basler und Bärenfels-

straße könnte aber in ihrem ursprünglichen Zusammenhang – mit den eingefriedeten Vorgärten und den weiten Abständen zwischen den einzelnen Baukörpern – erhalten bleiben. Auch ein Teil der Gartenflächen im rückwärtigen Bereich bliebe den Häusern zugeordnet, so daß der Gartenstadtgedanke, der der Planung der zwanziger Jahre zugrundelag, weiterhin ablesbar wäre. Um dies zu gewährleisten, müßte die neue Bebauung einen deutlichen Abstand zu den geschützten Beamtenhäusern einhalten.

Unter diesen Voraussetzungen stellen wir unsere Bedenken gegen den Abbruch des Hauses am Schloßweg und gegen die Überplanung der westlichen Grundstücksfläche zu-





■ 10 Städtebaulicher Ideenwettbewerb für das Areal „Schloßmatten“, März 1994. – 1. Preis: Architektengruppe F 70/M. Sass, Freiburg.

rück. Der Eigentümer erklärte sich bereit, in Absprache mit der Gemeinde Grenzach-Wyhlen einen beschränkten städtebaulichen Ideenwettbewerb mit Realisierungsnachweis durchzuführen. Das Ergebnis sollte die Grundlage für einen Bebauungsplan bilden. Im Herbst 1993 wurden neun Architekturbüros aus Baden-Württemberg, Basel und dem Elsaß zur Teilnahme eingeladen. Gefordert war, ein „Wohngebiet von hoher Qualität“ zu planen, das sich gut in das Ortsbild und die bestehende Umgebung einpaßt und in Etappen realisiert werden kann. Auf eine gute Durchgrünung wurde besonderer Wert gelegt. Die Auslobung enthielt genaue Angaben zu den geschützten Gebäuden und den freizuhaltenden Gartenflächen. Bei der Beurteilung der Arbeiten wurde darauf geachtet, daß die Beamtenhäuser mit ihrem unmittelbaren Umfeld – Gärten,

Vorgärten, Einfriedung – angemessen berücksichtigt und als positiver Beitrag in das städtebauliche Konzept einbezogen wurden.

Der Entwurf, der mit dem ersten Preis ausgezeichnet wurde (Architektengruppe F 70/M. Sass, Freiburg/Br.; Abb. 10), kommt sowohl den Anforderungen der Auslober als auch dem Anliegen der Denkmalpflege entgegen: Die geplanten Hofformen zeichnen sich durch klare Baukörper und großzügige Freiflächen aus. Die Beamtenhäuser werden in dieses Konzept eingebunden, behalten aber durch entsprechenden Abstand zur Neubebauung ihre Eigenständigkeit. So wird der Gartenstadtgedanke, von dem die Beamtenhäuser zeugen, aufgegriffen und weitergeführt, ohne daß auf historisches Formenvokabular zurückgegriffen würde.

Auch darüber hinaus berücksichtigt der Entwurf die historischen Gegebenheiten in diesem Bereich und weiß sie für die Gesamtplanung zu nutzen: Eine Scheune des 19. Jahrhunderts gegenüber dem Schloß-

areal – selbst kein Kulturdenkmal – könnte als Bindeglied zwischen Neubebauung und Schloßbleiben; der Blick auf den reich gestalteten Giebel wird freigehalten. Die Grünfläche um das Schloßbleiben bleibt erhalten; in Verbindung mit der Anlage von Altenwohnungen südlich des Schloßbleiben könnte sich ein größerer parkartiger Zusammenhang ergeben.

Die frühzeitige Abstimmung mit einem für die Belange der Denkmalpflege aufgeschlossenen Eigentümer bildete die Grundlage für diese Planung. Man darf erwarten, daß sich der Eindruck eines „gutnachbarschaftlichen Verhältnisses“ von alter und neuer Bebauung durch die bevorstehende Realisierung bestätigen wird.

\* Angaben nach Aufzeichnungen der Firma Hoffmann-La Roche

**Dr. Erik Roth**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Br.



# Vom Schließen einer Lücke

Wolfgang E. Stopfel



■ 1 Schloß Favorite, zentraler Saal. Foto der 40er Jahre.

## Schloß Favorite

Der Mittelsaal des im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts erbauten Schlosses Favorite bei Rastatt liegt zu ebener Erde, scheint sich aber durch alle drei Stockwerke zu erstrecken und in der durchfensterten Laterne zu enden. In Wirklichkeit ist der architektonische Aufbau im Zentrum des Lustschlosses komplizierter: Ein rechteckiger Saal mit abgeschrägten Ecken ist über dem zweiten Geschoß

mit einer Spiegeldecke abgedeckt, die im Zentrum eine achteckige Öffnung aufweist. Diese Öffnung führt, von einer Balustrade umgeben, in das über dem Saal liegende Vestibül des zweiten Obergeschosses. Erst darüber erhebt sich die über Dach geführte Laterne, durch deren Fenster auch der untere Saal im wesentlichen sein Licht erhält.

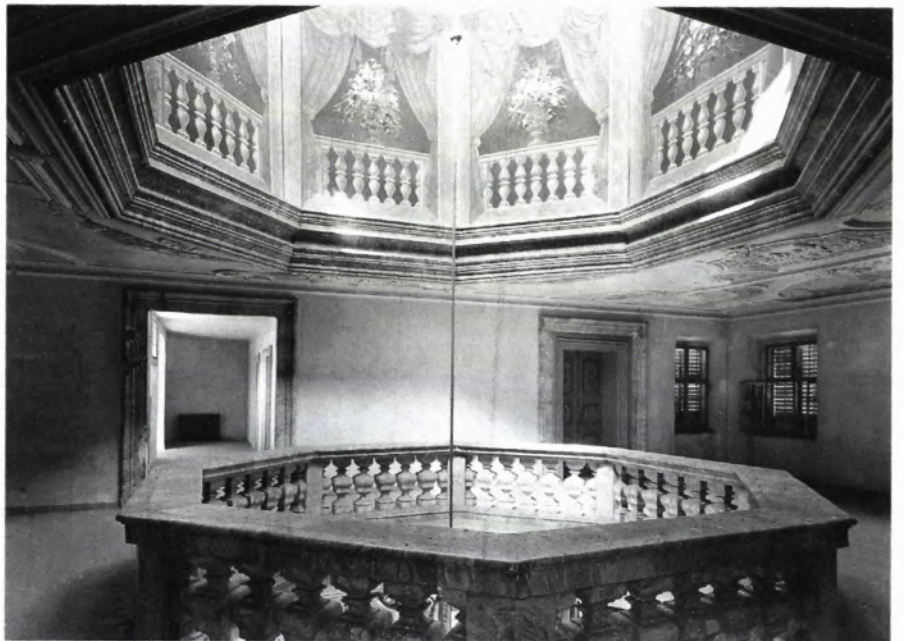
Die konstruktive Beschaffenheit dieser von keiner Wand unterstützten La-



■ 2 Favorite, Blick in die Laterne, Foto der 40er Jahre.



■ 3 Favorite, Oberes Vestibül mit Blick in die Laterne, Foto der 40er Jahre.



terne, die frei über der Decke des oberen Vestibüls „schwebt“, nur durch Stichbalken und zwei Sprengwerke gestützt, war von Anfang an labil. Schon eine Bauaufnahme von 1742 deutet eine erfolgte Veränderung der Laterne an. 1773 wird berichtet, daß sie wieder große Schäden aufweise und sich gegen den Garten geneigt habe. Sie wird gesichert. 1804 ist sie schon wieder schadhaft. Sie wird völlig erneuert und die Gelegenheit genutzt, um eine Uhr in einem eigens aufgesetzten achteckigen Gehäuse unterzubringen. Da das Uhrwerk aber von innen nicht erreichbar ist, muß der Hausmeister zum Aufziehen der Uhr außen am Türmchen auf einer Leiter aufsteigen. Diese Unzuverlässigkeit wird im Laufe des 19. Jahrhunderts bei einer erneuten Turmre-

paratur beseitigt: Die Uhr kommt in den Giebel der Gartenseite, der Uhraufsatz bleibt leer. 1890 ist die Kuppel wieder schadhaft, die gesamte Innendekoration wird vom Hoftheatermaler neu gestaltet.

Zu Beginn der letzten Restaurierung, 1968, ist die Kuppel wieder so schadhaft, daß sie nahezu vollständig neu konstruiert werden muß. Dabei wird nicht die Form von 1804 mit dem leeren Uhraufsatz, sondern – nach der Ansichtszeichnung um 1710 – die ursprüngliche Kuppelform rekonstruiert. Wohl von Anfang an war das ohne komplizierte Aufrüstung unzugängliche Innere der Laterne mit einer gemalten Dekoration auf Leinwand versehen. Johann Georg Keyssler beschreibt 1729 „Die Höhe des



untersten Saales geht durch alle Stockwerke, und die Cuppola, um welche man in dem andern Stockwerke bey einem Geländer gehen kan, ist sehr hell und artig gemahlt.“ Es ist anzunehmen, daß die helle und artige Dekoration bereits die erste Erneuerung der Kuppel nicht überlebte, geschweige denn die vielen nachfolgenden. Bei der letzten Restaurierung erwies sich die von Gratsplittern zerfetzte und durch Wassereinbrüche völlig verfleckte Leimfarbenmalerei des Hoftheatermalers von 1890 als nicht restaurierbar. Da ihre Qualität nicht gerade zu einer rekonstruierenden Kopie aufforderte, andererseits die Aussage „sehr hell und artig gemalt“ als Grundlage für eine Rekonstruktion der ursprüngli-

chen Bemalung als nicht sehr aussagekräftig angesehen wurde, blieb als denkmalpflegerisch verantwortbare Lösung die neutrale Eintönung der Laterne in einem hellen Ton.

Sie erwies sich sehr schnell als völlig ungeeignet. Die achteckige Öffnung in der reich mit Architekturen, Blumenvasen und schwebenden mythologischen Figuren dekorierten Saaldecke erschien nun mit der undekorierten, lichtüberstrahlten Laterne darüber wie ein Lichtloch, das sofort die Blicke auf sich zog und die Gesamterscheinung des Saales unerträglich beeinträchtigte. Das führte zur erneuten Beschäftigung mit der Form der abgängigen Dekoration von 1890. Die Aufstellung von Blumenvasen auf



■ 4 Favorite, besterhaltener Teil der Laternendekoration 1970.



■ 5 Favorite, Laternendekoration, Untere Zone, Detail 1970.

■ 6 Favorite, Laterne nach der Neubemalung 1972.



den Stuckmarmorbalustraden des Saales ließ sich für das 18. Jahrhundert nachweisen. Das gestattete die Vermutung, die Dekoration in der unteren Zone der Laterne mit gemalten Balustraden und Blumenvasen könne diejenige des 18. Jahrhunderts gewesen sein, die bei allen Erneuerungen der Laterne jeweils wiederholt wurde. Für die Karyatidendekoration der oberen Laternenzone konnte das nicht zutreffen; sie mochten, wenn überhaupt, nur eine Wiederholung der vorangegangenen Dekoration von 1804 sein. Für die Decke der Laterne, die zuletzt radial mit Holzleisten benagelt war, gab es überhaupt keinen Anhaltspunkt. Nach ganzen Serien von Entwürfen, die jeweils Balustraden und Blumenvasen in Kompositionen nach Vergleichsbeispielen aus dem 18. Jahrhundert enthielten, beschlossen die Beteiligten, Staatliches Hochbauamt, Denkmalamt und Restauratoren, einfach die Dekoration der unteren Saalwände auf den Innenflächen der Laterne in ihren Formen und ihrer Farbe zu wiederholen. Auf figurliche Darstellung wurde, auch im Zentrum der Decke, verzichtet. Natürlich wurde die von Walter Maschke ausgeführte Neudekoration deutlich sichtbar datiert und mit den Namen aller Beteiligten signiert.

Die Wirkung dieser sehr aufwendigen Methode, ein Loch zu schließen, ist erstaunlich. Niemand weiß, wie die ursprüngliche Kuppeldekoration ausgesehen hat. Die neue fügt sich aber so „neutral“ in den erhaltenen Bestand ein, daß die Frage danach überhaupt nicht aufkommt. Offen bleiben muß wegen des Mangels jeglichen Anhaltspunktes dafür jedoch die Frage, ob die Dekoration in der ja stark in den Saal hineinwirkenden Laterne ursprünglich auch das ikonographische Programm des Saales, zu dem die Plastiken und die Malereien an der Saaldecke gehören – und das neuerdings kunstgeschichtlich bearbeitet wird – an seiner zentralen Stelle auch inhaltlich ergänzte bzw. vervollständigte.

## Schloß Rastatt

Im zentralen Saal des Residenzschlosses in Rastatt, dem sogenannten Ahnensaal, fehlen zwei sehr große Gruppenbilder über den Kaminen. Ihr Inhalt ist bekannt, von einem gibt es auch eine Abbildung. Zur Wiedereröffnung des Schlosses nach der Restaurierung wurde in einer schnellen Aktion und ohne jeden weitergehenden Anspruch auf den die Lücken vorläufig schließenden einfarbigen Rupfenbespannungen mit Sprühfarben die formale und farbige Wir-

kung, die diese Bilder einst gehabt haben könnten, angedeutet.

Selbstverständlich sollten diese die Vervollständigung des Saales andeutenden Versuche nach der Einweihungsfeier sofort wieder entfernt werden. Ihre Existenz gab aber zu Überlegungen Anlaß, von welcher Art eigentlich die Fehlstellen im Saal seien, von formaler Art oder – oder auch – von inhaltlicher Art, was gerade bei der Funktion eines Ahnensaales, die Genealogie eines Herrscherhauses darzustellen, nahelag. Die Frage, was getan werden könnte, um die „Löcher“ im Saal zu schließen, verlangte die Klärung dieser Voraussetzung.

Der „Ahnensaal“ im Schloß Rastatt mit seiner Dekoration stellt in deutschen Barockschlössern eines der ersten und wichtigsten Beispiele der über Paladios Interpretation auf Vitruv zurückgehenden „Sala corinthia“ dar. Die architektonische Instrumentierung repräsentiert den höchst möglichen Anspruch. Die Deckendekoration mit dem Mittelbild der Apotheose des Herkules und den darum gemalt oder als plastische Dekoration angeordneten Personifikationen der Herrschertugenden sowie den Gruppen der türkischen Sklaven ist ganz der Verherrlichung des Bauherrn, des Türkensiegers Markgraf Ludwig Wilhelm, gewidmet. Die Dekoration der Saalwände mit im Wechsel rechteckigen und ovalen Tafelbildern war von Anfang an vorgesehen, denn die Rahmenstuckierung gehört zur ursprünglichen Stuckdekoration des Saales. Mit größter Wahrscheinlichkeit war hier bereits unter Ludwig Wilhelm eine Ausstattung als Ahnensaal mit den Portraits seiner Vorfahren geplant. Die Bilder kamen jedoch während seiner Regierungszeit nicht mehr zur Ausführung, sondern wurden erst unter seinem Nachfolger, dem Markgrafen Ludwig Georg um 1735 gemalt. Fünf Bilder tragen auf der Rückseite die Beschriftung „kopiert 1735“.

Wohl aus Anlaß der Anbringung der Bilder wurde die Stuckdekoration im Bereich der Bilderrahmen ergänzt. Diese Stuckierung durch Johann Schütz ist wohl erst nach 1747 ausgeführt worden, da dieser Stukkateur vor diesem Zeitpunkt in Rastatt nicht nachweisbar ist. Vorbilder für die Portraits der badischen Markgrafenreihe waren zum Teil vorhandene Portraits des 16. Jahrhunderts aus dem von Tobias Stimmer 1577/78 ausgemalten Saal des Baden-Badener Schlosses, dessen „Tugendspiegel“-Programm August Gebeßer in seiner Dissertation von 1957 ausführlich würdigt.

Das Schicksal der Gemäldeausstattung des Rastatter Ahnensaales seit dem 19. Jahrhundert ist durch schriftliche Quellen und durch eine Reihe von allerdings nicht genau zu datierenden Fotografien fast lückenlos nachweisbar. Die vollständige Gemäldeausstattung wird noch 1854 als im Schloß befindlich beschrieben. 1884 befinden sich nach Aussage der Publikation von Brambach sowohl die Einzelportraits als auch die beiden Kaminbilder im Schloß Baden-Baden. Die Abnahme der Bilder in Rastatt erfolgte in Etappen, wie Fotografien verschiedener Zustände des Ahnensaales zeigen. Vom Familienportrait des Ludwig Georg gibt es eine Fotografie in einer nur wenig schräg genommenen Aufnahme der gesamten Saalwand, vom Familienportrait des Ludwig Wilhelm ist bisher kein Foto bekannt. Im Katalog der Zähringer Bildnissammlung, erschienen 1958, abgeschlossen aber bereits 1939, werden die Einzelportraits bis auf eines als in Baden-Baden befindlich erwähnt. Über den Verbleib des einen Einzelportraits, Rudolf VI. von Baden, kann die Verfasserin offenbar nichts erfahren. Über die Familienbilder heißt es, „im Jahr 1884 erwähnt Brambach diese beiden Familienbilder als im Baden-Badener Schloß befindlich, von dort müssen sie nach Karlsruhe in die Großherzogliche Kammerei gekommen sein, von wo sie, wohl nach 1918, spurlos verschwanden; jedenfalls sind sie damals nicht, wie die übrigen dazugehörenden Einzelbilder nach Baden-Baden zurückgekommen.“ Für die Vermutungen gibt es keine Quellen- oder Aktenbelege. Ein Gerücht, dessen Herkunft nicht mehr nachprüfbar ist, besagt, die beiden Familienbilder seien 1944 im Kulissenmagazin des Karlsruher Theaters verbrannt. Das 1939 nicht auffindbare Einzelportrait ist inzwischen wieder bei der Folge.

Irgendwann zwischen 1854 und 1884 also müssen alle Gemälde aus dem Ahnensaal entfernt worden sein. Das oben bereits erwähnte Foto der Schmalseite des Saales, undatiert, mit dem Stempel der Großherzoglichen Altertumshalle Karlsruhe, zeigt noch die gesamte Ausstattung. Eine vollständige Neudekoration ist überliefert in zwei Fotos, ebenfalls undatiert, die den Saal in beiden Richtungen erfassen. Bei ihr steht das in Rastatt stehende Infanterieregiment „Ludwig Wilhelm“ im Mittelpunkt, dessen Emblem im Rahmen über der Eingangstür erscheint. Auf den Kaminbildern sind die beiden für die Geschichte des badischen Herrscherhauses wichtigen Burgen Zähringen bei Freiburg und Hohenbaden dargestellt, ergänzt in der oberen Saalzone





■ 7 Schloß Rastatt, Ahnensaal, Zustand zwischen 1854 und 1884.

durch die Portraits der großen badischen Städte Rastatt, Mannheim, Freiburg und Konstanz mit den darüber im Himmel schwebenden Stadtwapen. (Auf der nicht fotografierten Fensterwand könnten noch Karlsruhe und Pforzheim oder Heidelberg abgebildet gewesen sein). In der unteren Zone der Wände erscheinen in den rechteckigen Rahmen wohl kriegerische Embleme, in den ovalen dekorative Schrifttafeln mit den Stätten von Gefechten des Regiments oder seiner Vorgänger. Ohne Kenntnis der Regimentsgeschichte ist noch nicht zu verifizieren, ob Gefechte der Befreiungskriege, des 70/71er Krieges oder gar des 1. Weltkrieges gemeint sind, was zu einer Datierung der Fotos beitragen könnte. Der einmal zu erkennende Name Staufen kann sich wohl nur auf ein Gefecht bei diesem Ort während der Revolution von 1848 beziehen. Spätestens nach dem 2. Weltkrieg verschwand diese Dekoration, wann genau ist nicht bekannt. Während der Tätigkeit des französischen Tribunals in der Nachkriegszeit war die Fläche der Kaminbilder mit einem gemusterten Stoff bespannt. Die übrigen Bildfelder waren hell gestrichen.

So fanden wir den Saal zu Beginn der Restaurierungsarbeiten vor. Bei Been-

digung der malerischen Restaurierung des Ahnensaales wurden die leeren Flächen für die Einzelportraits nach Befund rot bzw. grau gefaßt, damit wurde möglicherweise eine Fassung wiederholt, die so zwischen der ersten Stuckierung des Saales 1703 und dem Einbau der Bilder nach 1735 bestand. Über die Flächen der Kaminbilder war noch nicht entschieden, als überraschend bekannt wurde, daß es der Stadt Rastatt gelungen war, die Einzelportraits als Leihgabe des Markgräflin Badischen Hauses zum Wiedereinbau in den Saal zu bekommen. Erst durch den Wiedereinbau der Einzelportraits wurde das Fehlen der großen Kaminbilder zum wichtigen Problem.

Sehr schnell kam die Idee ins Gespräch, einen modernen Maler mit der Anfertigung der großen Kaminbilder zu beauftragen und damit „die Geschichte des Saales bis in die Gegenwart fortzusetzen“. Diese Idee wurde bis zum Atelierbesuch konkretisiert. Dem Denkmalpfleger kam die Aufgabe zu, die formalen und, wie er sich selbst vornahm, auch die inhaltlichen Voraussetzungen für die Schließung der Lücken in der Ahnensaaldekoration aufzuzeigen.

Seine Überlegungen sahen so aus:

Die Anordnung von Bildern im Rahmen unterschiedlicher Umrißform auf den Wandflächen zwischen der Stützenstellung gehört zur ursprünglichen Konzeption der Saalausstattung durch Rossi. Sie findet sich bei ihm auch in den Entwürfen für sein Gartenpalais Liechtenstein in Wien; sie findet sich auch im eindeutig von Rastatt beeinflussten Hauptsaal des Schlosses Pommersfelden. Die Saalausstattung unter Ludwig Georg ist also als nachträgliche Fertigstellung der von Rossi geplanten formalen Gliederung des Saales aufzufassen. Die Ahnenbilder in ihren Rahmen sind eindeutig vor die Wand gehängte Bilder, sie setzen eine geschlossene Wand voraus und negieren den Wandcharakter nicht. Damit haben sie eine ganz andere Funktion als das eine Öffnung des Saales in den Himmel vorstellende Deckenbild. Die beiden großen Kaminbilder sind typische barocke Repräsentationsbilder. Die dargestellten Personen sind im Vordergrund nebeneinander gereiht, ergänzt durch kleine Möbelstücke, auf denen Insignien und Hoheitszeichen angeordnet sind. Die Darstellungen sind von geringer räumlicher Tiefe, die Vordergrundzone vor den Personen ist kurz, der Hintergrund der schmalen Bildbühne durch Darstellungen von



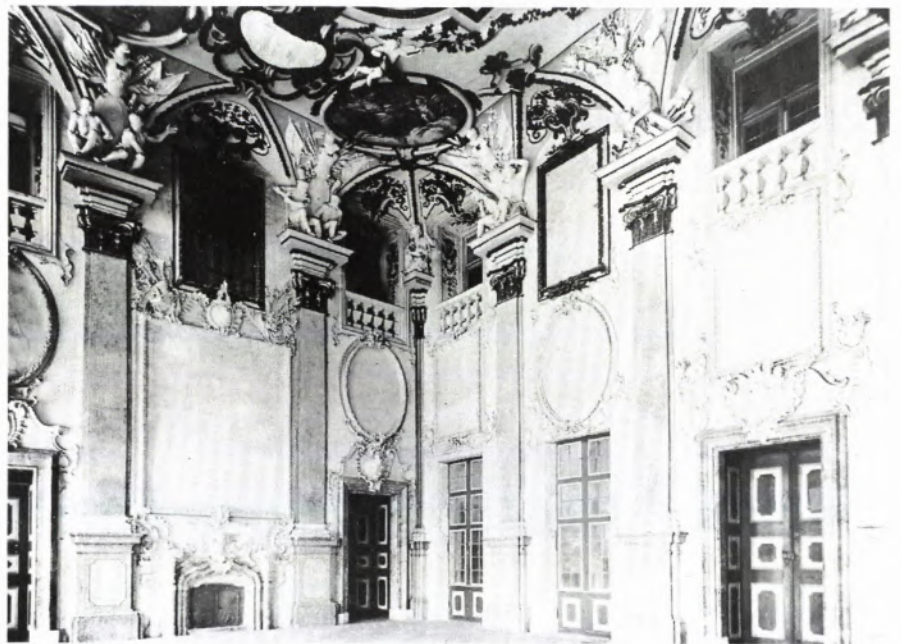
Architektur und Draperien abgefangen. Die Raumbtiefe der Bilder geht also nur wenig über die der als Kniestücke dargestellten Ahnenbilder hinaus und deckt sich nahezu mit der real erlebbaren Tiefe der unter den Bildern befindlichen Kaminöffnung. Die Bilder sind in der Waagrechten deutlich in drei Zonen geteilt, von denen die Architektur- und Draperiezone über den Figuren allein ein Drittel der Bildhöhe ausmacht. Der Zoneneinteilung passen sich auch die Figuren ein, es gibt keine pyramidale oder schräg ansteigende Anordnung. Die waagrechte Zonengliederung der verbleibenden Wandflächen zwischen der vertikalen Pilastergliederung ist also auch in den großen Kaminbildern weitergeführt.

Zum Inhalt der Darstellungen konnte festgestellt werden, daß ein eventuell bereits unter Ludwig Wilhelm bestehendes Programm der Ahnenbilder unter Ludwig Georg geändert worden sein muß. Es ist sehr wahrscheinlich, daß auf ihn auch eine entscheidende inhaltliche Veränderung im Programm des Ahnensaales zurückgeht: Es handelt sich nämlich bei den Bildern nicht um die Ahnenreihe der badischen Markgrafen, sondern ganz speziell um die Ahnenreihe der Familie des Ludwig Georg. Neben den badischen Markgrafen sind nämlich auch die Vorfahren seiner Mutter, der sachsen-lauenburgischen Prinzessin Augusta Sibylla und die seiner Frau, Fürst und Fürstin von Schwarzenberg, in die Folge aufgenommen. Während eine Darstellung nur der badischen Markgrafen potentiell auf Fortsetzung angelegt gewesen wäre, führt die tatsächlich ausgeführte Ahnenreihe von mehreren Richtungen her auf die Familie des Markgrafen Ludwig Georg zu und endet dort. Das Familienbild Ludwig Georgs ist also das Schlüssel- und Endbild einer Reihe, die keine Fortsetzung verlangt. Durch das Fehlen der beiden Familienbilder, auf denen die Familien Ludwig Georgs und seiner Eltern dargestellt waren, ist dieses inhaltliche Ziel der Ahnenreihe verloren. Die Auswahl der Dargestellten auf den vorhandenen Bildern führt aber vom Inhalt her zwangsläufig auf diese beiden Darstellungen zu. Sieht man von allen formalen Voraussetzungen ab, so wäre die inhaltliche Aussage der Ahnensaaldekoration durch die Anbringung beliebiger Portraits des Markgrafen Ludwig Wil-

helm und seiner Gemahlin und des Markgrafen Ludwig Georg und seiner Gemahlin über den beiden Kaminen wieder vollständig. Das wäre sie sogar auch durch die Anbringung von zwei Inschriften mit den Namen der beiden markgräflichen Paare. Aus der Konzeption der Ahnenreihe ergibt sich auch, daß von der inhaltlichen Aussage her kein weiteres Bild im Ahnensaal Platz finden kann; schon ein Portrait des Nachfolgers Ludwig Georgs, des letzten badenbadischen Markgrafen August Georg, wäre in dieser Konzeption sinnvoll nicht mehr unterzubringen. Damit ist auch der sicherlich abwegigen, aber als Gedankenspiel dennoch möglichen Idee einer Verlängerung der in den Rastatter Ahnensaalbildern dar-

gestellten Inhalte bis in die Gegenwart hinein die Grundlage entzogen. Daraus ergibt sich, daß nur zwei Möglichkeiten bestehen, die inhaltliche und formale Geschlossenheit des Saales wieder herzustellen:

1. Die Rekonstruktion der ursprünglichen Bilder, falls sich dafür genügende Anhaltspunkte in Beschreibungen, Fotografien und Vergleichen mit ähnlichen Bildern des gleichen Malers finden lassen. Die Wahrscheinlichkeit dafür ist nicht groß.
2. Die Anfertigung von Familienportraits der beiden Markgrafen von Baden durch einen modernen Künstler im gewünschten Format und in der gewünschten formalen Gestaltung,



■ 8 Rastatt, Ahnensaal, Zustand nach Entfernung der Bilder.

■ 9 Rastatt, Ahnensaal mit der Dekoration des Regiments „Ludwig Wilhelm“.





■ 10 Rastatt, Ahnensaal nach der Restaurierung. „Familienbild“ in Spritztechnik.

entweder mit oder ohne Anlehnung an die Beschreibung von 1854. Vorzugehen müßte einer solchen Entscheidung allerdings eine gründliche und lückenlose Nachsuche nach den verlorenen Originalbildern, über deren Zerstörung keine eindeutigen Angaben vorliegen. Das Wiederauftauchen des 1939 verschwundenen Einzelportraits läßt eine solche Nachsuche als nicht ganz unsinnig erscheinen.

Sollte nur eine Wiederherstellung des inhaltlichen Programmes Ziel der Intervention sein, so kommt hierfür nur die Anbringung von Portraits der entsprechenden Personen in den Leerflächen über den Kaminen in Frage. Für die formale Einbindung der auf jeden Fall für die Fläche zu kleinen Gemälde müßten Alternativen entwickelt werden, die sich an Methoden anlehnen könnten, wie sie auch im Barock in ähnlich gelagerten Fällen üblich waren.

Sollte nur ein Schließen der formalen Fehlstelle in der Saaldekoration ohne Berücksichtigung der inhaltlichen Lücke beabsichtigt sein, so wäre zwischen folgenden Möglichkeiten zu entscheiden:

1. Der Besucher soll nicht merken, daß die Saaldekoration von heute unvollständig ist. Dazu würde sich die Anbringung von geteilten Spiegeln oder eines beliebigen in der Größe passenden Gemäldes aus der Zeit über den Kaminen anbieten. Beispiele für die Gemäldelösung wären die Bensberger Bilder an den Decken des Kaiserappartements in der Residenz Würzburg oder auch die Verbringung von Bildern aus dem Stadtpalais Liechtenstein in das Gar-

tenpalais Liechtenstein in Wien im 19. Jahrhundert. Gegen die Anbringung von Spiegeln bestehen gewisse Bedenken, weil sie in Konkurrenz zu den Spiegeltüren an der Längsseite des Saales treten würden, die zur Verfügung stehende Fläche im ganzen zu groß für eine Verspiegelung erscheint und durch die Verspiegelung eine Vergrößerung des Raumes imaginiert wird, wie sie im 18. Jahrhundert zwar möglich, in Rastatt jedoch nie beabsichtigt war.

2. Dem Besucher sollen Hinweise darauf gegeben werden, daß die Saaldekoration nicht vollständig ist, ohne daß ihm auf den ersten Blick der Bruch oder die Fehlstelle offenkundig wird. Als Beispiel dafür könnten die Wolkenmalereien in einigen Zimmern der Münchner Residenz dienen, bedingt auch die Laternenbemalung im Schloß Favorite. Bei diesen Beispielen handelt es sich jedoch um Deckenmalerei; als prinzipielles Vorbild für ein raumbeherrschendes senkrecht hängendes Tafelbild sind sie nur sehr bedingt geeignet.

3. Die Fehlstelle wird ausgenutzt, um der Saaldekoration ein formal passendes zusätzliches Element hinzuzufügen, das die Beschäftigung der Gegenwart mit dem Saal auch über die reine Restaurierungsarbeit demonstrieren will. Als Beispiel hierfür wäre zu nennen: das Deckenbild von Hann Trier im Weißen Saal des Charlottenburger Schlosses oder auch die Ausmalung des Orangerie-saales in Schloß Charlottenburg durch P. Schubert, die neben einer Andeutung der raumillusionistischen verlorenen Originalbemalung doch wohl auch die Kriegszerstörung ins Gedächtnis rufen will. Zu nennen wä-

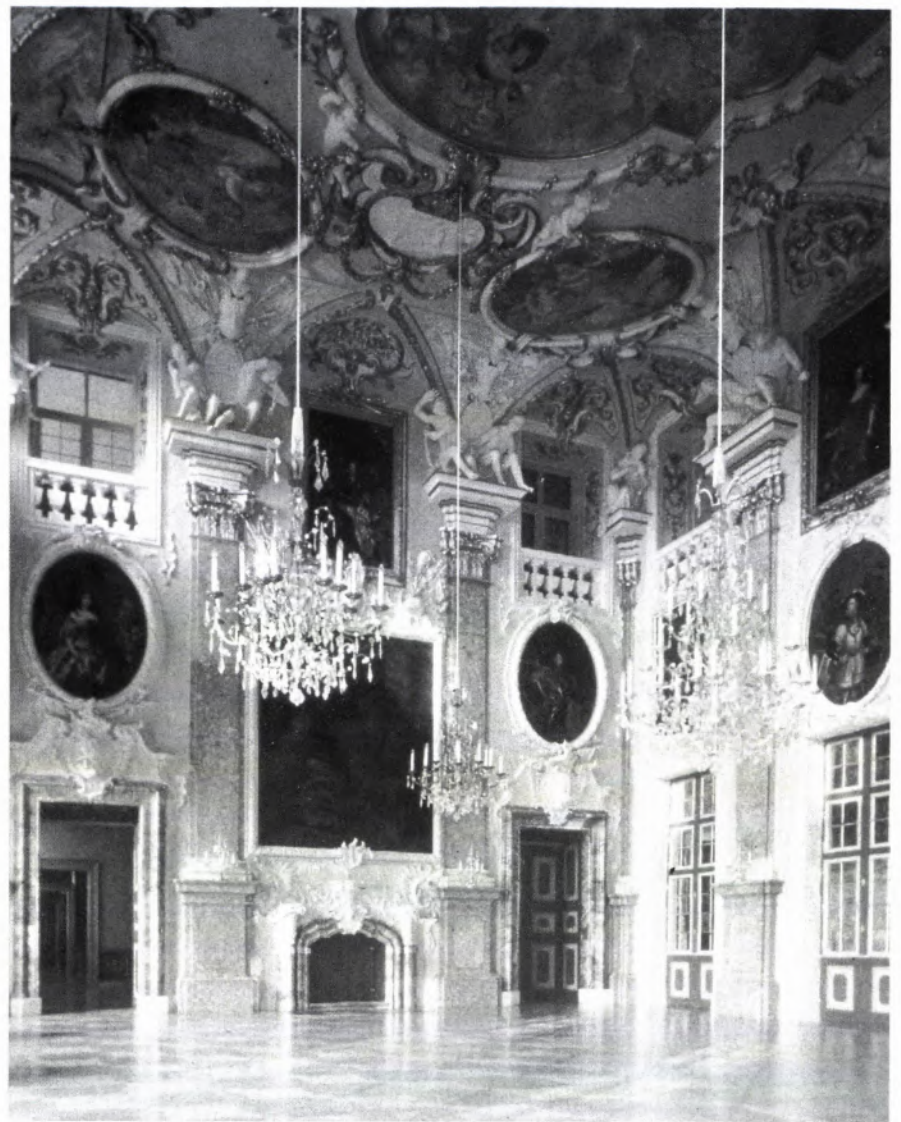


ren hier auch die Altarbilder Reinhard Daßlers in der Kirche in Hofweier. Nur bedingt dafür heranzuziehen wären wohl wegen ihres formalen geringen und inhaltlichen Anspruchs die Dali-Paraphasen im Lackkabinett im Schloß Rastatt.

4. Die Fehlstelle wird genutzt, um bei formaler Angleichung inhaltlich ein positives oder negatives Votum gegenüber dem Sinngehalt des Saales abzugeben.

Diese beiden Möglichkeiten verlangen die Anfertigung von modernen Kunstwerken, die der historischen und künstlerischen Qualität des gesamten Ahnensaales (nicht nur der vorhandenen Bilder) angemessen sind. Dabei ist zu bedenken, daß es für die Einbringung moderner Kunstwerke keinen Grund, sondern nur einen Anlaß gibt. Der Anlaß sind die leeren Bilderrahmen. Wären die Bilder nicht verschollen, käme sicher niemand auf die Idee, die Dekoration des Ahnensaales müsse durch moderne Kunstwerke vervollständigt oder ergänzt werden. Weiterhin ist zu bedenken, daß eine formal angemessene Lösung, wenn sie das inhaltliche Programm des Ahnensaales schon nicht ergänzt, es doch wohl unter keinen Umständen stören oder zerstören darf.

5. Die Fehlstellen in der Saaldekoration werden nur provisorisch geschlossen. Dazu würde sich das Schließen der Leerflächen durch eine neutrale Stoffbespannung anbieten, in Anlehnung an die ähnlichen Zwecken dienende Wandbespannung in den benachbarten Räumen, natürlich abgestimmt auf den Farbcharakter des Ahnensaales. In diese Kategorie gehören auch die vorher im Ah-



nensaal vorhanden gewesen echten oder gemalten gemusterten Bespannungen. Geprüft werden müßte auch, ob die Wirkung einer dunkel grundierten und gefirnisten Leinwand möglicherweise dem Charakter eines sehr nachgedunkelten Gemäldes nahe käme.

Gewählt wurde für den Ahnensaal in Rastatt etwas modifiziert die letztgenannte Lösung: Ein Künstler schuf technisch wenig aufwendig eine dunkel grundierte und gefirniste Leinwandfläche, in der farbige Andeutungen eine gewisse Bildtiefe suggerieren, ohne daß der Eindruck eines gestalteten Kunstwerkes oder gar einer Darstellung entsteht. Alle Möglichkeiten späterer Gestaltung sind offen. Die Begrenzungsflächen des Raumes sind formal in der alten Art geschlossen. Die Inhaltsleere der großen, an wichtiger Stelle sitzenden Fläche gibt zu erkennen, daß trotz formaler Geschlossenheit in der Saaldekoration ein inhaltliches Defizit bleibt.

#### Literatur:

- Beust, C. v.: Beschreibung des Großherzoglichen Schlosses in Rastatt... Rastatt 1864.  
Brambach, W.: Mitteilungen aus der Großherzoglich Badischen Hof- und Landesbibliothek und Münzsammlung V. Bildnisse zur Geschichte des Badischen Fürstenhauses, Karlsruhe 1884.  
Gebeßler, August: Der profane Saal des 16. Jahrhunderts in Süddeutschland und den Alpenländern. Gestaltungsprinzipien des profanen Monumentalraumes in der deutschen Renaissance, München o. J. (1957).  
Grimm, Ulrike: Die Dekorationen im Rastatter Schloß, 1700–1771, Karlsruhe 1978.  
Kircher, Gerda Franziska: Zähringer Bildnisammlung im Neuen Schloß zu Baden-Baden, Karlsruhe 1958.  
Keyßler, Joh. Georg: Neueste Reise durch Teuschland... I. Bd., Hannover 1740.

**Prof. Dr. Wolfgang E. Stopfel**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Br.



# Justitia und die Spätfolgen des Heidelberger Schloßstreites

Bericht aus dem konservatorischen Alltag

Kathrin Ungerer-Heuck



■ 1 Justitiafigur, Sebastian Götz, 1604/05.  
Mannheim, Schloß, östlicher Ehrenhofflügel  
(ursprüngl. Heidelberg, Schloß, Friedrichs-  
bau).

Es ist der 31. Januar 1994. Beim östlichen Ehrenhofflügel des Mannheimer Schlosses soll zusammen mit den Kollegen der Staatsbauverwaltung eine steinerne Frauengestalt begutachtet werden. Die Skulptur ist von außerordentlicher Qualität und es besteht der Wunsch, dem linken Arm die amputierte Hand neu zu formen.

Wie sah ihre Hand aus?

Welcher heutige Künstler könnte sie nachformen?

Warum muß die fehlende Hand nachgeformt werden?

Besteht sonstiger Restaurierungsbedarf?

Wer ist die unbekannte Schöne?



Ein Bündel von Haupt- und Nebenfragen, das in der praktischen Bau- und Kunstdenkmalpflege mit jedem neuen ‚Fall‘ so oder ähnlich aufgeworfen wird.

Offensichtlich trug die fehlende Hand eine Waage. Zusammen mit dem Attribut des Schwertes in der anderen Hand personifiziert die Figur die ‚Gerechtigkeit‘, eine der vier Kardinaltugenden. Eine Augenbinde fehlt. Auf der Rückseite sind in Hüfthöhe Gravierungen (Monogramme, Jahreszahlen?) zu ertasten.

Der Standort unter den Arkaden bewahrt das Kunstwerk vor Wetter und Regen. Gegen aufsteigende Feuchtigkeit schützt ein Holzpodest – „Apfelsinenkischtle“, wie einer der Anwesenden spöttelt –, dies und die zu klein wirkende Nische deuten darauf hin, daß aller Wahrscheinlichkeit nach hier nicht der ursprüngliche Standort war. Überlebensgroß mit verkürztem Oberkörper und auf Vorderansicht von weit unten geplant, ist die Skulptur vorstellbar als Attikafigur an einem wichtigen Bauwerk der frühen Barockzeit.

Die Stehgreif-Überlegungen treiben uns weiter:

Das Mannheimer Schloß von 1720 ff. besaß Skulpturen dieser Art nicht. Die Figuren im Schwetzingen Schloßgarten folgen einem anderen Bildprogramm und sind vollplastisch. Woher stammt die Dame, wann und warum wurde sie gerade hier aufgestellt?

Das Amtsgericht im nördlichen Teil des Schlosses und das Landgericht im Quartier A 1 liegen 300 und 150 Meter entfernt, ein Zusammenhang scheint nicht gegeben.

Die Fragen häufen sich und sind im Augenblick ohne Nachforschung in Amtsbüchern und Nachschlagewerken nicht zu lösen.

Ein denkmalpflegerischer ‚Kriminalfall‘ um Justitia?

Die ersten kunstwissenschaftlichen Bestimmungsübungen mit den Kollegen im Amt bestätigen, daß die Figur in ihrer plastischen Gestaltung im frühen 17. Jahrhundert entstanden sein dürfte.

■ 2 Justitiafigur, Kopie des Originals von Sebastian Götz (s. Abb. 1) Heidelberg, Schloß, Friedrichsbau, Stadtfassade. Foto: Stadtarchiv Heidelberg 1988.

Ist ihr ursprünglicher Standort identifiziert, so ist ein Foto der verlorengegangenen Hand nicht mehr weit, vielleicht. Als Qualitätszeichen moderner demokratischer Rechtsprechung nach dem Gleichheitsprinzip und ohne Ansehen der Person ist die Augenbinde der Justitia jedermann vertraut, warum fehlt sie hier? Aus der Besichtigungsrunde vor Ort war die Bemerkung gefallen, daß dieses Attribut erst im 19. Jahrhundert üblich geworden sei...

Im amtlichen Fotoarchiv finden sich zwei entscheidende Hinweise, die das Rätsel der Herkunft lösen und zugleich weitere Fragen aufwerfen: es ist eine Abbildung mit der Beschriftung: „Mannheim Schloß. Östlicher Ehrenhofflügel, östlicher Ehrenhofpavillon, Verbindungswand, Justitia

(um) 1700, Stein, vom Heidelberger Schloß, Friedrichsbau, Hauptgesims, Aufnahme (um) 1970“ und eine weitere Abbildung, die 1988 im Zuge der jüngsten Fassadenrestaurierung fotografiert wurde. Sie ist beschriftet mit: „Heidelberg, Schloß, Friedrichsbau Nordfassade“ und zeigt dieselbe Figur mit vollständigem Schwert und fehlender Hand.

Demnach steht dort eine Kopie und in Mannheim das Original?

Wer war der Meister?

Wie ist die künstlerische Bewertung?

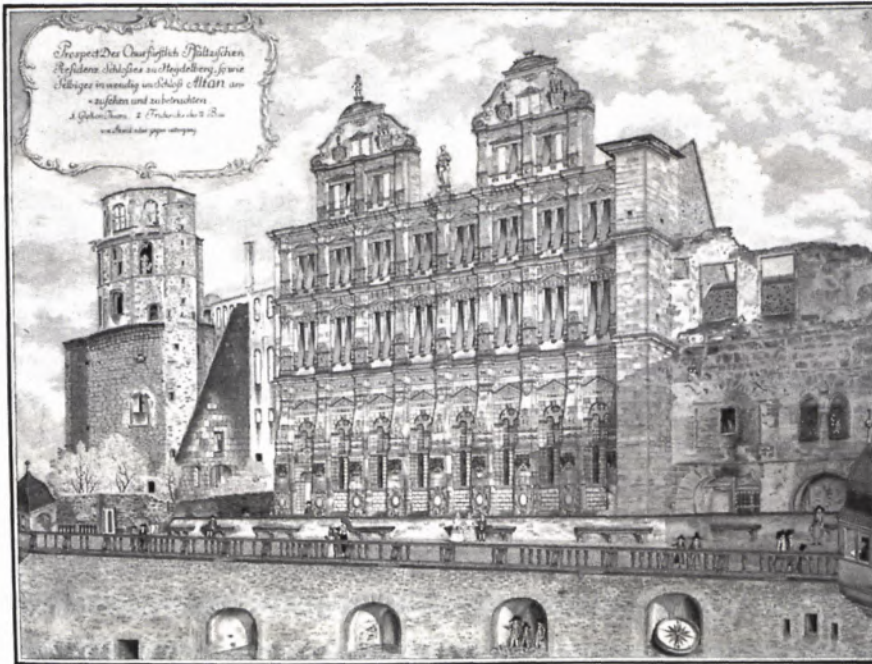
Welche Bedeutung hat der Standort im Mannheimer Schloß?

Wer war der Kopist?

Die Suche geht weiter.







■ 3 Heidelberg. „Prospect Des Churfürstlich Pfälzischen Residenten Schlosses zu Heydelberg, so wie Selbiges inwendig im Schloss Altan anzusehen und zu betrachten“. Kolorierter Stich von Walpergen 1791. Die Justitiafigur thront zwischen den Zwerchhäusern des Friedrichsbaus, das Hauptdach ist (nach den Zerstörungen von 1689/1693/1764) unter der Regierung von Kurfürst Carl Theodor flacher aufgebaut, der Gläserne Saalbau und der Glockenturm sind Ruinen.



■ 4 Heidelberg. Schloßinnenhof mit Friedrichsbau, Ott-Heinrichsbau (rechts, mit Treppenaufgang) und Frauenzimmerbau (links). Radierung des Augsburger Kupferstechers J. U. Kraus. 1683. Die Justitiafigur thront zwischen den Zwerchgiebeln des Friedrichsbaus. Im Erdgeschoß des Frauenzimmerbaus haben Sebastian Götz und seine acht Gesellen den Figureschmuck des Friedrichsbaus gefertigt.

## Der Friedrichsbau, Johannes Schoch und Sebastian Götz

Friedrich IV. Kurfürst der Pfalz (1592–1610) läßt den nach ihm benannten Prachtbau 1601–1607 errichten von Johannes Schoch. Nach Karl Pfaff (Heidelberg und Umgebung, 1902) ist dieser einer „der hervorragendsten Baumeister aus dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts“, Schöpfer des Hotel du Commerce in Straßburg und des ehemaligen markgräflichen Schlosses Gottesau. Der Heidelberger Schloßverein stellt 1886 fest, daß dessen größtes Verdienst um den Friedrichsbau gewesen sei, das Genie des Bildhau-

ers Sebastian Götz aus Chur, welchen ein Zufall nach Heidelberg geführt, erkannt und für die Skulpturen gewonnen zu haben (cit. nach Karl Pfaff). Thieme-Becker (Künstlerlexikon 1923) weiß nach jüngerem Forschungsstand, daß Götz nicht aus Chur, sondern aus Zizers stammte und Anfang 1604 als ‚ein noch junger Mann ledigen Standes‘ zum Besuch zweier Maler nach Heidelberg gekommen war (Wer waren die Maler, die er besuchen kam?). Dort seien Verhandlungen mit namhaften süddeutschen Bildhauern (Wer waren die Bildhauer?) gerade im Sande verlaufen. Mit ‚Abrißen‘ (d. h. Bildern) von älteren Arbeiten für



Würzburg und München hätte sich Götz bei Schoch und dem Kurfürsten qualifizieren können, so daß ihm der Bilderschmuck am neuen Schloßbau übertragen wurde. Im Mai 1607 habe der Hofmaler Hammel Vergoldungen an den Statuen gemacht, demnach seien die Arbeiten im wesentlichen wohl beendet gewesen. (Gibt es Reste von Vergoldungen an der Figur?)

Der Zufall will, daß soeben für die Amtsbibliothek ein Buch des ehemaligen Schloßcastellans und Chronisten neu beschafft wurde: Richard-Janillon: Wanderungen durch die Ruinen des Heidelberger Schlosses, 1857. Es wird zur Fundgrube, denn es beschreibt die Aufgabenstellung, die Arbeit und deren erquickendes Begleitprogramm, das Honorar und dessen Wert im Zeitvergleich: Demnach wurde Sebastian Götz mit acht Gesellen für ein Jahr angestellt unter der Bedingung, daß

„er in dieser Zeit die bestellten Bildhauerarbeiten vollendet haben mußte, wofür er, außer seiner Verköstigung für sich und seine acht Gesellen an baarem Gelde erhielt:

- 1) Für jede Bildsäule der 16 Ahnen des kurfürstlichen Erbauers 65 fl.
- 2) Für jedes der acht Wappen in den beiden Seiten der 4 Giebeln 40 fl.
- 3) Für jede der zwei Statuen der Justitia zwischen den Giebeln 30 fl.
- 4) Für jeden der 12 großen Löwenköpfe 9 fl.
- 5) Für jeden der drei kleinen Löwenköpfe 3 fl.
- 6) Für jeden der 45 menschlichen Köpfe über den Fenstern, Dachungen und Ahnenbildern 3 fl.

Der Königssaal – jetzt Bandhaus – mußte dem Künstler zur Werkstätte eingerichtet und im Winter geheizt werden, und der Meister wie seine Gesellen sollen der kurfürstlichen Küche und der pfälzischen Kellerei in dieser Zeit kräftig zugesprochen haben. Auch ist das Kapital, welches Meister Götz aus der kurfürstlichen Kasse bezogen, für jene Zeit sehr bedeutend, denn das Material des Heilbronner gelben Sandsteins sowie die sonstigen Erfordernisse, mußten ihm frei in die Kunstwerkstätte geliefert werden. Im Jahr 1604 schloß man mit dem Meister den Vertrag und nach Verfluß eines Jahres hatte der wackere Graubündner zur Zufriedenheit des hohen Bestellers die Aufgabe mit seinen Gesellen beendet. ... „Nach dem Maßstabe jener Zeit zur Gegenwart, wo dazumal ein Professor unserer Hochschule mit 80 fl bis 100 fl jährlich honorirt wurde, so geht aus obiger Rechnung... hervor,

daß jenesmal die Kunst nicht stiefmütterlich behandelt wurde. Suum cuique!“

Den Friedrichsbau schmücken folglich zwei Justitia-Figuren. Die unsere thront hoch über der Stadt. Die andere thront über der Prunkfassade zum Innenhof und über den Bildern der Ahnen und Anverwandten des pfälzischen Fürstengeschlechtes von Karl dem Großen angefangen, den Kaisern und Königen aus pfälzischem Stamm, den Vertretern der älteren Kurlinie, den Fürsten des Pfalz-Simmernschen Zweiges bis zu Friedrich IV selbst.

Nach Thieme-Becker habe Götz für die Gesichter der Wittelsbacher die gestochenen Bildnisse Bayrischer Fürsten von Jost Amman benutzt, sich im übrigen aber seiner Aufgabe mit „einer unter seinen Zeitgenossen seltenen Selbständigkeit und Phantasiefülle entledigt. Als monumentale Charakterfiguren haben seine Fürstenbilder in der gleichzeitigen deutschen Plastik nicht ihresgleichen; in der Verbindung von großem Pathos mit dekorativen Eigenschaften greifen sie dem reifen Barock vor.“

### Erbfolgekrieg und Schloßstreit

Im französisch-pfälzischen Erbfolgekrieg kommt es zu den großen Bränden von 1689 und 1693, die Residenz wird nach Schwetzingen und ab 1720 nach Mannheim verlegt. Nach einem Blitzeinschlag 1764 brennen die Gebäude erneut aus. Das Schloß verfällt, dient als wohlfeiler Steinbruch und wird – efeuüberwuchert – allmählich von der Natur zurückerobert. Der französische Graf Charles de Gramberg, Wahlheidelberger seit 1810, späterer Schloßkonservator und Begründer der Städtischen Sammlungen, erkennt das Schloß als pittoreske Ruine. Er begründet ihren Ruhm als Symbol deutscher Romantik und erwirbt sich bleibende Verdienste um ihre bauliche Sicherung.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der Epoche des Historismus, tobt die Auseinandersetzung um den angemessenen Umgang mit den bedeutenden baulichen Hinterlassenschaften vorangegangener Generationen. Es geht – am Beispiel der Instandsetzung der Schloßruine – um die ‚Prinzipienfrage‘, deren Antwort ‚Konservieren, nicht Restaurieren‘ der neuzeitlichen Denkmalpflege die Richtung gewiesen hat und bis heute aktuell ist.

Der sog. Heidelberger Schloßstreit beginnt etwa 1877. Ab 1896 wird –

noch entgegen dem ausdrücklichen denkmalpflegerischen Votum – der Friedrichsbau ‚planmäßig wiederhergestellt‘, dies bedeutet umfassend rekonstruiert entsprechend älteren Zuständen, außerdem wird eine neue Innenausstattung im Geiste des Historismus hinzugefügt. Richard-Janillon hatte 1857 bereits festgestellt, daß der wertvolle bildhauerische Schmuck des Schlosses „durch die Gräuel des Krieges“ teilweise stark beschädigt sei. Ende des Jahrhunderts werden die Figuren als „standfaul“ charakterisiert und im Zuge der Schloßrestaurierung 1897–1900 schließlich durch Kopien ersetzt (cit. nach Karl Pfaff). Die Originale werden zuerst im Ruprechtsbau, dann im Friedrichsbau aufgestellt.

### Späte Folge des Schloßstreites

Der Heidelberger Schloßstreit und die Kopie des originalen Figurenschmucks von Sebastian Götz bringen als Spätfolge mit sich, daß unsere Justitiafigur nach Mannheim versetzt wird. Der Grund war vermutlich wohlüberlegt, der Anlaß beiläufig, insoweit die mündliche (Bauamts-)Überlieferung schweigt.

Hans Huth schreibt 1982 in „Die Kunstdenkmale in Baden-Württemberg, Stadtkreis Mannheim“, daß die Nische unter den Schloßarkaden im Zuge des Wiederaufbaus nach 1945 neu geschaffen wurde. Aus den Akten geht hervor, daß das Landgericht im Schloß residiert habe, Standort und Zeitraum sind nicht benannt. Prof. Helmut Strifflers neuer Landgerichtsbaus gegenüber dem Schloß, der wegen seiner braunrot-edelrostigen Hülle aus Corten-Stahl im Volksmund „Rostlaube“ heißt, wird 1970 eingeweiht. Der Umzug fand folglich zwischen 1945 und 1970 statt.

Die Skulptur ist hinreichend identifiziert und das recherchierte Material erlaubt eine vorläufige Personenbeschreibung („Steckbrief“):

Justitia: ein Meisterwerk des Frühbarock  
 Bildhauer: Sebastian Götz aus Zizers (Graubünden) und/oder Werkstatt  
 Material: gelber Sandstein aus Heilbronn  
 Entstehungsjahr: 1604/05  
 Künstlerhonorar: 30 fl.  
 Standorte der Statue:  
 1604/05 bis ca. 1897: Heidelberg, Schloß, Friedrichsbau, Nordfassade  
 ab ca. 1897: dto., Ruprechtsbau/Friedrichsbau, Umzugsgrund: „Standfäule“  
 nach 1945/vor 1970: Mannheim, Schloß; mutmaßlicher Umzugsgrund: Zierde des Landgerichts.





■ 5 Justitiafigur, Sebastian Götz, 1604/05. Heidelberg, Schloß, Friedrichsbau Hofseite, heute im Lapidarium.

Als Maßnahmen sind geeignet:

Schutzgitter vor der Nische, Standortwechsel innerhalb des Schloßareals oder Rückversetzung ins Heidelberger Schloß. Es wird empfohlen, die Figur in die altervertraute Umgebung des Heidelberger Schlosses zurückzubringen und sie wieder im ideellen und räumlichen Zusammenhang mit den anderen Monumentalplastiken aufzustellen.

### Wo steht ‚Justitia‘ in Baden-Württemberg?

Johann Gottfried Herder (1744–1803) hat Freiheit, Selbstbestimmung und Friedfertigkeit als die bestimmenden Elemente der Humanität bezeichnet. Der große Wunsch nach Unverletzlichkeit der Person, Rechtsgleichheit und Rechtssicherheit ist im politischen und privaten Leben täglich neu in die Tat umzusetzen. ‚Gerechtigkeit‘ ist gegenwärtig, überall und jederzeit.

Justitiafiguren mit ihren sprechenden Attributen sind ethische Aufforderungen, Mahnbilder. Sie sind zu finden an den Orten der Rechtsprechung, in Schlössern, Rathäusern, Gerichtsstätten, vor Kirchen, als Brunnenfiguren. In Heidelberg und Mannheim sind je vier Darstellungen nachgewiesen, ein Überblick für Baden-Württemberg ist zu wünschen. Leser, die mit diesem Arbeitsbericht über eine quasi zufällige Begegnung mit ‚Justitia‘ zu begeistern sind, seien herzlich ermuntert, sich an der Suche nach ihren Personifikationen im Land zu beteiligen. Postkarte mit Benennung des Standortes genügt (Foto sofern greifbar), das Ergebnis wird an dieser Stelle mitgeteilt, deshalb folgt die Fortsetzung.

Außerdem: Welche Bewandnis hat es mit Justitias Augenbinde?

**Kathrin Ungerer-Heuck**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe

### Fazit

Der denkmalpflegerische ‚Kriminalfall‘ ist so gut wie abgeschlossen. Wie dem abgeschlagenen Kopf der Hydra mehrere Köpfe nachwachsen, sind aus den fünf anfänglichen Fragen zahlreiche weitere entstanden. Sie berühren kunstwissenschaftliche, stadt-, landes- und rechtsgeschichtliche Themen, wecken die Neugier auf weitere Nachforschungen. Für die Lösung des aktuellen Problems sind sie unerheblich.

Denkmalfachlich werden folgende Schlüsse gezogen:

1. Die fehlende Hand  
Das wertvolle Original bleibt aus Respekt vor seinem Schöpfer weiterhin unergänzt. (Der Kopist um 1900 hat den Arm ebenfalls unergänzt gelassen.)

2. Steinschäden  
Der Sandstein zeigt keine gravierenden Schäden, demnach besteht kein akuter Restaurierungsbedarf.
3. Der Standort  
Problematisch ist der jetzige Standort. Die Arkadenwände sind 1994 frisch gestrichen und neuerdings mit Sgraffiti besprüht (Sachbeschädigung gem. § 303 Strafgesetzbuch, Ahndung mit Freiheitsstrafe bis zu zwei Jahren oder Geldstrafe). Auch die Skulptur ist vor mutwilliger Beschädigung nicht sicher.

Die konservatorische Entscheidung umfaßt eine schlichte Auflage und eine Empfehlung:

Die Figur ist vor mißbräuchlichem Zugriff zu schützen.



# Die Rußhütte in Enzklösterle

Denkmal eines vergessenen Handwerks

Johannes Wilhelm



■ 1 Die Rußhütte in Enzklösterle vor dem Beginn der Sanierung. Ansicht von Norden.

„Noch nie gesehen, noch nie davon gehört und nichts darüber gewußt“ äußerte sich der damalige Bundespräsident, Richard von Weizsäcker, anlässlich seines Besuches der Rußhütte in Enzklösterle am 8. August 1991. Den meisten Gästen des Luftkurortes im Nordschwarzwald wird es bei dem ersten Besuch dieses Dokuments des erloschenen Waldhandwerks der Kienrußbrennerei nicht anders ergehen.

Kaum noch lassen sich Belege für die ehemaligen Waldhandwerke der Köhler, Pech- und Rußbrenner in der Region des nördlichen Schwarzwalds auffinden. Zumeist findet der Besucher Hinweise in den Wanderkarten durch die alten Flurnamen und Gewinnbezeichnungen. Identische Zeugnisse – soweit sie nicht allzu vergänglich waren – wurden jedoch oftmals durch die moderne Waldwirtschaft und durch die Flurreinigung beseitigt. Die Wiederbelebung durch Traditionspflege, wie dies durch Flößerzünfte, z. B. im Nagoldtal geschieht, ist problematisch, da die Produktionsvorgänge langwierig und zumeist auch unspektakulär sind.

Ein unscheinbares Gebäude im Köhlerweg der Gemeinde Enzklösterle war den Ortsansässigen unter dem Namen Rußhütte zwar bekannt, Aufmerksamkeit bzw. Wertschätzung wurde dem Bau jedoch nicht zuteil. Erst 1982 erhielt das Landesdenkmalamt durch die Bemühungen des Forstdirektors Dr. Schoch, der sich um die Dokumentation der „Waldhandwerke“ bemühte, den Hinweis, daß es sich bei dem unscheinbaren Schuppen um eine noch weitgehend erhaltene Rußhütte handelt. Die besondere Stellung dieser Anlage im Tal der Großen Enz wurde seitens der Denkmalpflege erkannt und damit auch die Kulturdenkmaleigenschaft begründet. Bei Laien fand der Bau mit seiner Nutzung als Hasenstall und Abstellraum jedoch weiterhin kaum Beachtung. Auch der damalige Eigentümer stand dem fachlichen Interesse zunächst distanziert gegenüber und gestattete nach längerem Drängen wenigstens die Besichtigung des ungenutzten Teils des Rußgewölbes anlässlich heimatkundlicher Ortsführungen.

Über Jahre hinweg zogen sich die Bemühungen, hier ein Sanierungskon-



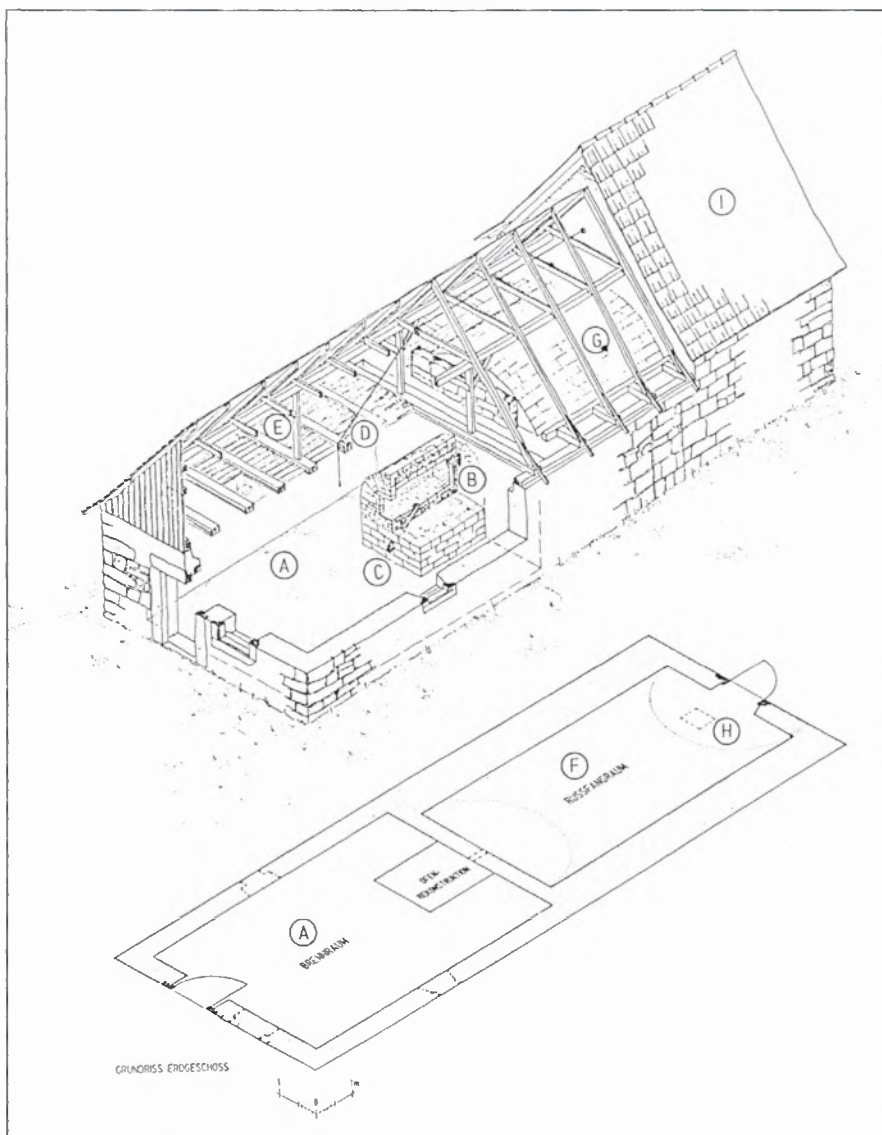
zept zu finden. In dieser Phase wurde im Auftrag des Landesdenkmalamtes im Jahr 1988 eine genaue Bauaufnahme durch ein Architekturbüro gefertigt. Sie förderte eine genauere Kenntnis des Objektes, wodurch sich auch ein weitergehendes Interesse erwecken ließ.

Weitere Schritte, bei denen zunächst die Sicherung des Gebäudes im Vordergrund standen, brachten immer weitere Kreise in den Interessenbereich des Kulturdenkmals. Die Diskussion um den Erwerb des Baues durch die Gemeinde sowie die Gründung des Fördervereins „Rußhütte“ 1990 sind als Grundlage für die nun abgeschlossene Sanierung zu sehen.

Für die Betreuung der Bauforschung und die Bauleitung konnten die Architekten gewonnen werden, die bis dahin durch die Bauaufnahme auch die genaueste Kenntnis des Gebäudes erworben hatten. Ergänzt wurde die fachliche Forschung durch Ar-

chivstudien und durch archäologische Sondierungen innerhalb des Baues.

Das Gebäude, ein in seinen Umfassungsmauern aus massivem Bruchsteinmauerwerk gefügter Bau zu ebener Erde, zeigte sich mit einem Dach unter einem First, das mit Doppelmuldenfalzziegeln gleichförmig gedeckt war. Der nördliche Teil des Steinbaus war niedriger und besaß auf ca. zwei Drittel der Länge eine verbretterte Aufhöhung, die sich als jüngere Zutat erwies. Im Inneren war der Bau in zwei Räume geteilt: südlich ein massiv gemauertes Gewölbe, nördlich ein Raum mit einer Flachdecke, die ursprünglich aus Lehmwickel gebildet war. Hauptsächlich das urtümlich gefügte Bruchsteinmauerwerk hob den Bau unter den übrigen landwirtschaftlichen Nebengebäuden heraus. Details wie der verblattete Hahnenbalken des südlichen Firstes und die dort sichtbaren übergroßen keilförmigen Lagersteine für die Fußpfet-



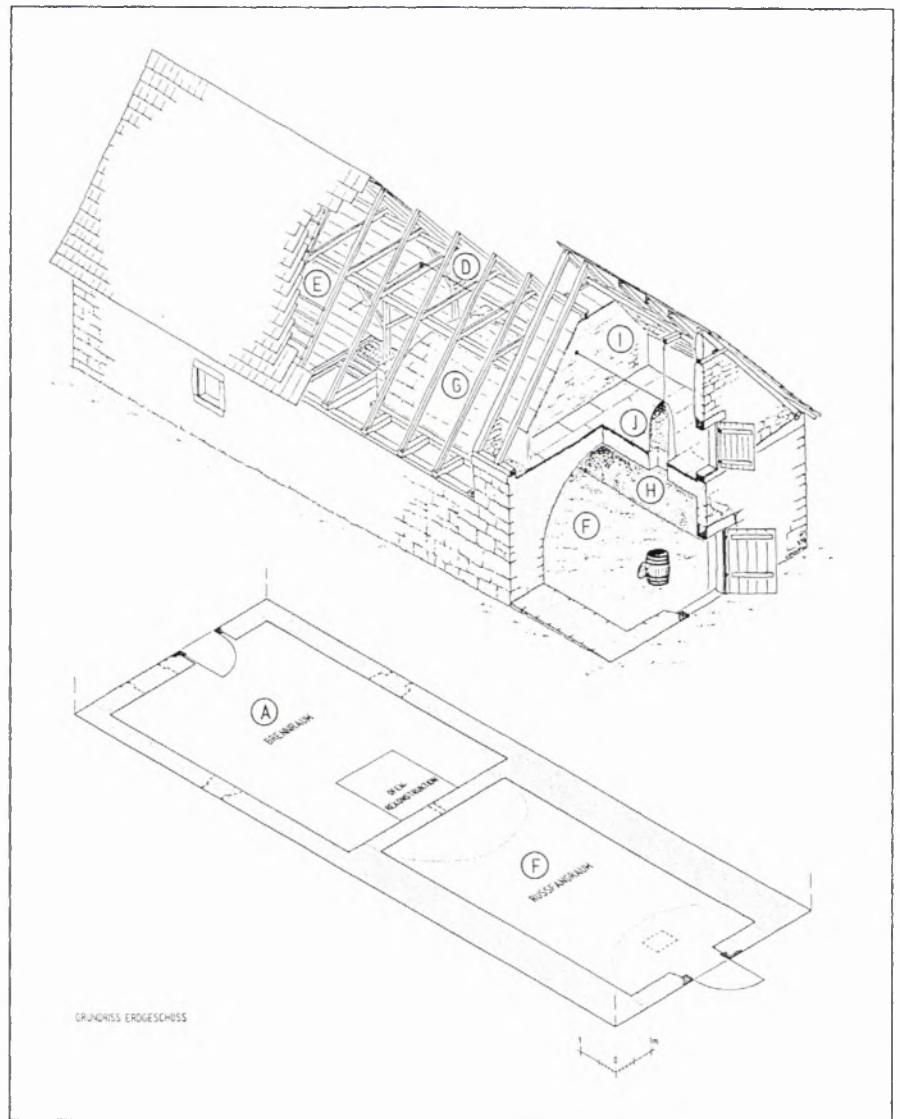
- Ⓐ Brennraum
- Ⓑ Knierußofen
- Ⓒ Ablaufvorrichtung für Harzöl
- Ⓓ Seilzug
- Ⓔ Dachstuhl
- Ⓕ Rußfangraum
- Ⓖ Gewölbe für Rußfangraum
- Ⓗ Rauchabzugsöffnung
- Ⓘ Filterraum
- Ⓣ Filtersack

■ 2 Rekonstruktionszeichnung als isometrisches Schaubild mit Blick in den Brennraum. (B. Kollia-Crowell & R. Crowell, Dipl.-Ing. Freie Architekten, Karlsruhe.)



■ 3 Rekonstruktionszeichnung als isometrisches Schaubild mit Blick in den Rußfang- und Filterraum. (B. Kollia-Crowell & R. Crowell, Dipl.-Ing. Freie Architekten, Karlsruhe.)

- Ⓐ Brennraum
- Ⓑ Knieruofen
- Ⓒ Ablaufvorrichtung für Harzöl
- Ⓓ Seilzug
- Ⓔ Dachstuhl
- Ⓕ Rußfangraum
- Ⓖ Gewölbe für Rußfangraum
- Ⓗ Rauchabzugsöffnung
- Ⓘ Filterraum
- Ⓛ Filtersack



ten des Daches, welche diese gleich Klammern hielten, gaben Anlaß für neugierige Zuwendung.

Nach dem Ausräumen konnte man bereits eine Vielzahl der Benutzungsspuren in Räumen feststellen. Das stark verrußte Gewölbe des südlichen Raumes zeigte in seinem Scheitel einen Durchbruch in den Dachraum. Die Schildwand gegen Norden, welche beide Räume trennte, wies in der Mitte eine Öffnung auf, an welcher die Spuren mehrfacher Manipulation ablesbar waren. Ein Türdurchbruch, welcher die Westseite des Gewölbes beschädigt hatte, war der jüngeren Nutzung als Lagerraum zuzuweisen. Der Boden bestand aus Lehm und war gleich dem Gewölbe dick mit Ruß bedeckt. Im nördlichen flachgedeckten Raum hatten die sekundären Folgenutzungen die Ursprünglichkeit weiter beeinträchtigt. Es überraschte um so mehr, daß hier an der Massivwand deutlich der Abdruck des ursprünglich hier befindlichen Ofengewölbes erkennbar war.

Die Ausmaße des Ofens in einem Geviert von 1,60 x 1,30 m konnten durch archäologische Sondagen eindeutig nachgewiesen werden. Die Zuweisung der Funktionen von Brennraum und Rußfangraum war eindeutig.

Die genaue Bauuntersuchung konnte auch die originale Konstruktion des Daches eruieren, da bei der Neukonstruktion viele Teile des alten Dachstuhls zur Wiederverwendung kamen. Neben der originalen Form des Dachstuhls mit der charakteristischen Abstufung zwischen dem niederen Hauptdach und dem hochgesetzten Dach über dem Rußfang ließ sich aber auch die Deckung mit den dreifach verlegten Holzschindeln für das Hauptdach im Putz des nördlichen Giebels des Rußfanges belegen. Der Rußfang selbst, der nur ungefähr ein Drittel der Gesamtlänge umfaßt, konnte im Material der Deckung nicht eindeutig bestimmt werden. Daß hier wohl ein Massivdach mit Ziegel ursprünglich war, läßt sich



aus der Entzündungsgefahr des Rußes beim Brennvorgang ableiten.

Weitere Details ergaben erst durch die Erhebung archivalischer Dokumente einen Sinn. So das Loch in der Nordgiebelwand des Rußfanges und die Spuren der Aufhängevorrichtungen am First des Rußfangdaches. Dies waren offensichtlich die Überreste der Leinenführung zu den Tuchfiltern über der Öffnung im Scheitel des Rußfanggewölbes, die damit vom Brennraum aus bewegt bzw. gerüttelt werden konnten, damit der Luftzug sich nicht zulegte. Konstruktionszeichnungen in alten Publikationen zeigten analoge Vorrichtungen.

Durch die dendrochronologische Datierung konnte das Baujahr der Rußhütte auf 1829 bestimmt werden. Die für die Rußhütte bestimmenden Teile sind alle dieser Bauzeit zuzuordnen. Durch diese Kenntnis und durch die bei der Erfassung bekannt gewordenen technischen Details zeigte sich der Bau nun als ein hochwertiges Dokument für das ausgestorbene Handwerk der „Kienrußbrennerei“, welches sich nach der Einführung der Steinteerprodukte und der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beginnenden chemischen Industrie wirtschaftlich nicht mehr behaupten konnte. Standorte solcher Anlagen sind urkundlich mehrfach überliefert. Als Bau haben sich bis heute jedoch nur die in Enzklösterle und die noch in Resten bestehende, 1852 errichtete Rußhütte in der Stuttgarter Straße 57 in Freudenstadt als Beispiel dieser Gattung erhalten.

Unter diesen Voraussetzungen war es auch aus konservatorischen Gründen notwendig, dieses rare Dokument für die Allgemeinheit möglichst klar zu präsentieren. Die Aufbereitung und die Rekonstruktion, daß das Gebäude als Museumsobjekt sprechen kann und in seiner Besonderheit auch verstanden werden kann, waren unerlässlich. Die Bereitschaft des Fördervereins und dessen tatkräftige Unterstützung bei diesem Unternehmen mußte seitens der Denkmalpflege auch als Chance verstanden und wahrgenommen werden.

Die Rekonstruktion betraf vor allem das Hauptdach, welches nach Abbruch des jünger aufgesetzten Kniestockes unter Verwendung der noch tragbaren Originalhölzer die oben beschriebene Form wieder erhielt. Die gesicherte Schindeldeckung wurde wieder angebracht. Die Dekung des Rußfanges behielt die vorgefundene Massivdeckung der Doppelmuldenfalzziegel. Die Störungen wurden beseitigt: der nördlich angebaute Schuppen wurde abgebrochen; die später in den Gewölberaum eingesetzte Türöffnung konnte mit Bruchsteinen ursprünglichen Formates geschlossen werden. Im Innern erhielt der Brennraum wieder eine Flachdecke mit Lehmwickeltechnik, die aus didaktischen Gründen nicht vollends geschlossen wurde.

Als Demonstrationsstück wurde ein neuer Ofengewölbe errichtet, der sich jedoch im Schnitt zeigt, damit sich für den Besucher der Brennvor-

gang mit seinen technischen Details erschließt. Die unbefestigten Böden wurden belassen. Hölzerne Plattformen mit schlichten Geländern schützen den Bestand vor den Besuchern und engen deren Bewegungsmöglichkeit innerhalb der Räume ein. Zur Erklärung dienen in jedem Raum ausführliche bebilderte Informationstafeln. Hier kann der Besucher neben der Konstruktion des Gebäudes auch die Bedeutung des ehemaligen Handwerks kennenlernen, das mit seinem Produkt den Grundstoff für Tusche, Ölfarbe und Stiefelwiche herstellte.

Der Bau in Enzklösterle steht somit für viele verlorene Denkmäler des Waldhandwerks, die nicht immer eine so feste und dauerhafte Form hatten. Oftmals waren die Öfen in Mulden mit Sandstein gemauerte Öfen, wie sie noch 1954 neben der Landstraße bei Sprollenhaus „im Schmierloch“ gefunden wurden. Die dort bezeugten einfachen Öfen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts dürften zum „Harzbrennen“ verwendet worden sein.

Die Rußhütte in Enzklösterle war nach dem Erlöschen der Rußbrennerei auch als private Schnapsbrennerei verwendet worden. Nicht zuletzt dieser Folgefunktion hat der Bau sein Überleben zu verdanken. Die nun abgeschlossene Renovierung, die mit Mitteln des Landesdenkmalamtes, der Denkmalstiftung des Landes sowie mit Spenden der Chemie-Verbände Baden-Württemberg und der Unterstützung durch die politische



■ 4 Das rekonstruierte Ofengewölbe im Brennraum. Der Längsschnitt läßt die Funktion der Brennkammer deutlich erkennen.



■ 5 Die Rußhütte nach Abschluß der Arbeiten von Norden.



■ 6 Die Rußhütte nach Abschluß der Arbeiten. Blick auf den erhöhten ziegelgedeckten Filterraum.



Gemeinde Enzklosterle ebenso durch den Förderverein Rußhütte e. V. ermöglicht worden war, zeigt, daß auch jahrelanges Bemühen um ein Kulturdokument ein qualitativ gutes Ergebnis erbringen kann, wenn die Zeit für eine Präzisierung der Kenntnis des Objektes genutzt wird, und dadurch die Kenntnisse auch den Interessierten und den am Bau Beteiligten vermittelbar werden.

NB.: Information zur Besichtigung und Zugänglichkeit der Rußhütte ist bei der Fremdenverkehrsstelle der Gemeinde Enzklosterle zu erhalten.

#### Literatur:

Oswald Schoch, Kienrußbrennen in Enzklosterle, in: Schwäbische Heimat 1, 1984 und in: Schwarzwald 3, 1984.  
Ders.: Der Wald und alte Waldgewerbe um Enzklosterle im Nordschwarzwald, Enzklosterle 1985 (priv. Veröffentlichung).  
Kollia-Crowell & Crowell, Rußhütte Enzklosterle – Erforschung und Restaurierung, Dokumentation, Karlsruhe 1994 (MS).

**Dr. Johannes Wilhelm**  
LDA · Bau- und Kunstdenkmalpflege  
Durmshheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe



## Personalia

### **Dr. Ulrike Henes-Klaiber** **Ref. 11, Bau- und Kunstdenkmal-** **pflege, Stuttgart**

Seit Januar 1994 arbeitet Dr. Ulrike Henes-Klaiber beim Landesdenkmalamt Stuttgart.

Frau Henes wurde 1957 in Mannheim geboren. 1977, nach dem Abitur, nahm sie das Studium der Mineralogie an der Universität Karlsruhe auf. Sie belegte neben anderen die Schwerpunktfächer Allgemeine und Angewandte Mineralogie, Anorganische Chemie, Kristallographie und Geologie.

Ihre erste intensive Begegnung mit der Denkmalpflege hatte sie durch ihre Mitarbeit im Sonderforschungsbereich „Erhalten historisch bedeutsamer Bauwerke“ der Universität Karlsruhe, in dessen Rahmen sie ihre Diplomarbeit mit dem Thema „Mineralogische Untersuchungen der Sanierungsmaßnahmen am Blauen Turm in Bad Wimpfen“ erstellte und im Februar 1987 abschloß.

Weiterhin an der Grundlagenforschung interessiert, promovierte sie

digkeit von Ziegel- und Klinkermaterial in Abhängigkeit von Zusammensetzung und Brenntemperatur. Ab Juli 1991 arbeitete sie dann als wissenschaftliche Angestellte im Institut für Regionale Geologie der Universität Karlsruhe.

Beim Landesdenkmalamt ist Frau Henes-Klaiber im Rahmen des Programms „Umweltschäden an Kulturdenkmälern“ tätig. Sie befaßt sich mit exemplarischen Schadensfällen an Kulturdenkmälern in Baden-Württemberg, wobei sie schwerpunktmäßig die Ursachen der Mauerwerksdurchfeuchtung und ihre Auswirkungen erforscht und Problemlösungen ermittelt.

### **Petra Martin** **Ref. 11, Bau- und Kunstdenkmal-** **pflege, Stuttgart**

Petra Martin wurde 1954 in Dippoldiswalde in Sachsen geboren und wuchs zunächst in Drachten/Holland, dann in Bensheim a. d. B./Hessen auf.

Nach Besuch des Gymnasiums und nach der mit Gesellenbrief abgeschlossenen Bauzeichnerlehre nahm sie das Architekturstudium an der Fachhochschule Darmstadt auf und legte dort 1978 ihre Diplomprüfung

pflege wurde durch Vorlesungen und Seminare von Prof. Gottfried Kiesow vertieft. 1990 schloß sie das Studium mit der Magisterarbeit „Expressionistische Architektur in Darmstadt“ ab. Die erworbenen Kenntnisse im Fachgebiet Denkmalpflege erweiterte das Aufbaustudium Denkmalpflege an der Universität Bamberg bei Prof. Achim Hubel.

Nach dieser Ausbildung arbeitete sie als freiberufliche Mitarbeiterin in verschiedenen Architekturbüros, ehe sie den eingeschlagenen Weg in die Denkmalpflege fortsetzte und 1991 bei der unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Kassel in den öffentlichen Dienst eintrat. Im Mai 1992 wechselte sie zum Landesamt für Denkmalpflege Sachsen und übernahm dort als Gebietskonservatorin die Betreuung des sächsischen Vogtlandes.

Seit Januar 1994 ist Petra Martin beim Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in Stuttgart als Gebietskonservatorin für den Kreis Göppingen eingestellt.

### **Ulrike Roggenbuck** **Ref. 11, Bau- und Kunstdenkmal-** **pflege, Stuttgart**

Ulrike Roggenbuck wurde 1962 in Darmstadt geboren, wo sie auch die



im Januar 1993 mit einer Arbeit, deren Thema „Zur Geochemie der variszischen Granitoide des Bergsträßer Odenwalds“ lautet.

Während der ganzen Zeit blieb ihr Interesse an der Denkmalpflege wach; sie bearbeitete neben ihrer Promotion Firmenaufträge aus dem Bereich Bautenschutz und Bausanierung und machte Untersuchungen zur Bestän-



ab. Anschließend arbeitete sie in einem Architekturbüro.

Ihr starkes Interesse für Architekturgeschichte veranlaßte sie, das Kunstgeschichtsstudium mit den Nebenfächern Klassische Archäologie und Historische Ethnologie an der J.-W.-Goethe-Universität in Frankfurt aufzunehmen. Die Auseinandersetzung mit Fragestellungen der Denkmal-



Schulzeit verbrachte. Nach dem Abitur 1980 begann sie 1981 mit dem Studium (Kunstgeschichte, Philosophie und Theologie) an der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz. Nach zwei Semestern fiel die Entscheidung für ein Architekturstudium, weil es ihren praktischen, kreativen Neigungen eher gerecht wurde. Baustellen- und Büropraktika in Darmstadt, Frankfurt, Stuttgart und Campagna/Sa-



lerno brachten wichtige Erfahrungen in der Suche nach dem eigenen Berufsweg.

Ausgelöst durch die ständige Suche nach praktischer Umsetzung des theoretisch Gelernten, wurde über den Baugeschichtslehrstuhl von Prof. Dr. W. Haas an der Technischen Hochschule in Darmstadt Kontakt zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg hergestellt. Erste Erfahrungen in der Bauforschung (1988/89) wurden im Kloster Bronnbach gesammelt. Kloster Bronnbach wurde dann auch Thema der selbsterwählten Diplom-Arbeit (1989) bei Prof. M. Bächer, in der sie eine Sanierungs- und Nutzungskonzeption für Teilbereiche des Klosters erarbeitete. Dem Studium folgte, trotz deutlicher Neigungen zur Denkmalpflege, zunächst eine 4 1/2-jährige Tätigkeit als Architektin in einem Architekturbüro und in der Staatlichen Hochbauverwaltung Baden-Württemberg. In diese Zeit (März 1993) fällt auch die 2. Staatsprüfung, Fachrichtung Hochbau. „Der architektonische Ausdruck der Bedeutung und des Gebrauches von Wasser in der Baukunst der Zisterzienser“ ist das Thema ihrer Doktorarbeit an der TH Darmstadt.

Seit Februar 1994 arbeitet sie als Konservatorin im Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, zuständig für den Landkreis Schwäbisch Hall.

Bei der Gebäudesanierung erwartet Frau Roggenbuck vom Bauherrn und Architekten die Bereitschaft, das Planungsziel bei neu gewonnenem Erkenntnisstand zu revidieren. Als eine Herausforderung empfindet sie das Bauen im historischen Bestand, wobei sie hier auf die Entwicklung denkmalgerechter Konzeptionen in Teamarbeit setzt.

## Tagungsbericht

Vom 14.–16. Juni 1994 fand unter der Schirmherrschaft von IFLA (International Federation of Landscape Architects) und ICOMOS (International Council on Monuments and Sites) ein internationaler Kongreß statt unter dem Thema „Zurück zur Natur – Der Wandel vom Barock- zum Landschaftsgarten“. Die Wahl Fuldas als Tagungsort lag aus mehreren Gründen nahe: Das 1250-jährige Stadtjubiläum, die 1. Hessische Landesgartenschau und nicht zuletzt die organisatorische Leistungsfähigkeit des Deutschen Zentrums für Handwerk und Denkmalpflege, Propstei Johannesberg, sprachen dafür. Es nahmen überwiegend Landschaftsarchitekten teil, während andere berührte Gruppen und Institutionen wie Naturschutz- und Heimatschutzorganisationen, Kommunen, Universitäten, Denkmalämter und Denkmalschutzbehörden kaum vertreten waren. Darin spiegelt sich eine gewisse Exklusivität, die für das Aufgabenfeld der Erforschung und Pflege historischer Gärten insgesamt nicht untypisch zu sein scheint. Eine stärkere Breitenwirkung, ohne die heute in der Gartendenkmalpflege nur wenig bewirkt werden kann, wäre künftigen Tagungen zu wünschen, scheiterte in Fulda aber vielleicht auch an der hohen Tagungsgebühr.

Die Vorträge handelten also vom frühen Landschaftsgarten, von seiner Entwicklung in England und seiner um bald 50 Jahre zeitversetzten Rezeption auf dem europäischen Festland. Mit einigen der gebotenen Beispiele, insbesondere aus Italien, Österreich und Preußen wurden freilich recht späte Entwicklungen vorgestellt, während frühere Beispiele etwa aus Nord- und Süddeutschland fehlten. Entwicklungsgeschichtlich erwies sich die programmatisch vorgestellte Leitfigur Jean-Jacques Rousseau als wenig ergiebig, erschien doch sein Erfolgsroman „Julie ou la Nouvelle Héloïse“, der seine Naturästhetik schlagartig populär machte, erst zu einem Zeitpunkt (1761), als der englische Landschaftsgarten in seinen typologischen Prägungen bereits ausgereift war. So war Rousseaus Einfluß allenfalls ein propagandistischer, kein stilprägender, und die Frage, warum auf dem Kontinent die neuen Gärten in England so lange ignoriert wurden, bleibt rätselhaft, zumal auf anderen Gebieten wie der Literatur und Technik die Entwicklungen in England sehr aufmerksam registriert wurden.

Fulda selbst bot Gelegenheit, sich mit zwei neueren Gartenrestaurierungen näher zu beschäftigen. So war das wiederhergestellte Parterre des im zweiten Viertel des 18. Jahrhunderts bei der Propstei Johannesberg angelegten Gartens zu sehen und dazu zu hören, wie mühevoll es war, einen Konsens für die weitere Gartenrestaurierung zu finden, mit den Denkmalpflegern ebenso wie mit den Naturschützern. Fällt es letzteren schwer, überhaupt historische Bedingungen oder Werte in den vorgefundenen, angeblich natürlichen Situationen zu erkennen oder gar anzuerkennen, so hatten die Denkmalpfleger Probleme, die gewählte – weil als einzige dokumentierte – Leitzeitschiene des frühen 19. Jahrhunderts als Restaurierungsziel zu akzeptieren, zu stark war die Versuchung, einen fiktiven „Barock“ wiederherzustellen, notfalls analog und ganz in der Tradition des Restaurierungswesens des 19. Jahrhunderts, das schon Georg Dehio als illegitimes Kind des Historismus (neben der Denkmalpflege als echter Tochter) bezeichnet hatte.

Ganz anders die Situation am Schloßgarten, der im 19. Jahrhundert den Charakter eines Landschaftsgartens angenommen hatte. Hier bestimmte die Randarchitektur von Schloß und Orangerie, die erhaltenen Treppen und die berühmte Flora mit guten Argumenten das Ziel, dem Barock wieder näherzukommen. So fand sich ein Sponsor für die Wiederherstellung des auch archäologisch nachgewiesenen Wasserbeckens im Zentrum, auch die Wege wurden zurückgebaut. Was aber tun mit den noch gesunden alten Bäumen, die hier stilistisch nichts mehr zu suchen hatten? Man läßt sie bis zu ihrem natürlichen Abgang in den Wiesenbeeten stehen. Dieses undogmatische Vorgehen stieß nicht auf ungeteilte Zustimmung, doch trägt es dem Gesetz stetigen Wandels, dem die Gärten in besonderer Weise unterworfen sind, durchaus Rechnung. Denkmalpflege als Langzeitprozeß und nicht als „Befreiungstat“, – nicht nur dem letzten Zustand, sondern durchaus einem begründeten Ziel verpflichtet – dies wirkte beispielhaft.

Auch gelang es, diesen Gartenteil ohne Belastung in die Landesgartenschau einzubinden. Daß dies die Ausnahme und nicht die Regel ist, zeigte der engagierte Vortrag von Dr. Szymczyk-Eggert. Am Beispiel der Verwendung des Stuttgarter Rosensteinparks, eines klassischen Landschaftsgartens „von erhabenster Einfachheit“ (wie es in der Begründung für die Kulturdenkmal-Eigenschaft heißt) für die IGA 1993 konstatierte



## Mitteilungen

sie: „Die Verletzung der Würde seiner ‚erhabensten Einfachheit‘ erreichte die Schmerzgrenze; der ideelle Wertverlust, den das Kunstwerk Rosensteinpark hinnehmen mußte, kann nicht hoch genug veranschlagt werden. Da es sich hier um ein sehr sensibles Gartenkunstwerk handelt, wurde die angesprochene Unverträglichkeit von Gartenschau-Elementen und denkmalpflegerischer Zielsetzung besonders augenfällig. Lediglich den Kernbereich konnte der Gartendenkmalpfleger in zähen Verhandlungen als Tabuzone für die Gartenschau „durchboxen“. Das Umfeld besetzten Schau- und Vergnügungseinrichtungen. Es war nicht mehr der Rosensteinpark in seiner klassischen Schönheit, es war eher ein Freizeitspektakulum mit Wiese und Bäumen, das hier zu besichtigen war. Finanziert wurde lediglich der Rückbau. Etwa zehn Jahre (der Verf.) wird die Regenerierung dauern.“

Dieses Urteil aus berufenem Mund machte betroffen, sollte aber Ansporn sein, sich um die historischen Gärten auch in Baden-Württemberg ernsthafter zu kümmern.

Hubert Krins

### **Deutsch-französische Zusammenarbeit in der modernen Denkmalpflege wird fortgesetzt**

Anlässlich des 63. deutsch-französischen Gipfeltreffens am 30./31. Mai 1994 in Mülhausen im Elsaß hat der französische Kultusminister Jacques Toubon bekanntgegeben, daß das Deutsch-Französische Forschungsprogramm für die Erhaltung von Baudenkmalern vorläufig bis Ende 1996 fortgesetzt wird. Die Verlängerungsvereinbarung vom 10. Juli 1994 ist auf deutscher Seite vom Bundesministerium für Forschung und Technologie, auf französischer Seite von den Ministerien für Kultur, für Umwelt und für Forschung sowie vom CNRS unterzeichnet worden.

Diese Anfang der 90er Jahre aufgenommene Zusammenarbeit zwischen Deutschland und Frankreich hat zum Ziel, einen gemeinsamen Beitrag zur Erhaltung des in ganz Europa von Umweltverschmutzung und Massentourismus zunehmend bedrohten kulturellen Erbes zu leisten. Die seit 1991 von Wissenschaftlern aus mehr als 40 Forschungseinrichtungen gemeinsam durchgeführten Projekte haben neue wissenschaftliche Erkenntnisse über die Ursachen umweltbedingter Schäden an historischen Baudenkmalern und aufschlußreiche Erfahrungen bei der Anwendung moderner Methoden und Techniken zur Behebung dieser Schäden erbracht. Besonders erfreulich ist, daß sich bereits in der ersten Phase des Programms auch mehrere Forschungseinrichtungen aus den neuen Bundesländern beteiligt haben.

Von der bisherigen Zusammenarbeit zwischen deutschen und französischen Fachleuten haben beide Seiten profitiert. Die deutschen Wissenschaftler haben in diese Kooperation vor allem die praxisorientierten Erfahrungen und Ergebnisse einbringen können, die sie seit 1986 in Rahmen des BMFT-Forschungsprogramms zur Erhaltung von Baudenkmalern sammeln konnten. Diese Ergebnisse wurden mit den Erfahrungen und Erkenntnissen französischer Forschungseinrichtungen verglichen und weiterentwickelt. Die französische Seite hat demgegenüber vor allem auf dem Gebiet Grundlagenforschung neue Ansätze für die Erhaltung von Baudenkmalern erarbeitet und – veranlaßt durch die Zusammenarbeit mit Deutschland – ihre

Forschungsstrukturen für eine breitere Zusammenarbeit zwischen Naturwissenschaftlern und Denkmalpflege geöffnet. Die ersten konkreten Ergebnisse wurden im März 1993 auf einem Statuskolloquium an der Universität Karlsruhe vorgestellt und zwischen deutschen und französischen Wissenschaftlern und Denkmalpflegern diskutiert. Sie bilden die Grundlage für die jetzt in Bonn und Paris getroffene Entscheidung, das Programm bis Ende 1996 fortzuführen – mit der Absicht, es danach zusammen mit Forschungseinrichtungen aus anderen europäischen Staaten im Rahmen des Forschungsprogramms der EU fortzuführen.

Das Deutsch-Französische Forschungsprogramm für die Erhaltung von Baudenkmalern wurde 1988 anlässlich des 52. deutsch-französischen Gipfeltreffens von den Forschungsministern beider Länder vereinbart. Für die Organisation und Durchführung des Programms sind ein paritätisch besetzter Programm Ausschuss und ein gemeinsames Sekretariat zuständig, das seinen Sitz in Champs-sur-Marne bei Paris hat.

Die wissenschaftlichen Untersuchungen konzentrieren sich auf zwei Forschungsprogramme: ein Forschungsprogramm „Steinschäden“ zur Vorbereitung und Begleitung von Restaurierungsarbeiten an dem gotischen Münster in Salem am Bodensee und der Kollegiale Saint Thiébaud in Thann im Elsaß, und ein Forschungsprogramm „Glasschäden“, das die Restaurierung und den Bestandsschutz der mittelalterlichen Glasfenster der Katharinenkirche in Oppenheim am Rhein und der Kathedrale Saint Gatiens in Tours an der Loire zum Ziel hat. Für die zweite Programmphase bis Ende 1996 stellen beide Staaten pro Jahr jeweils 2 Mio FF (ca. 588 000 DM) zur Verfügung, auf deutscher Seite das BMFT, auf französischer Seite die Ministerien für Forschung, für Kultur und für Umwelt sowie der CNRS.



**Ausstellung „Genisa – Das verborgene Erbe der deutschen Landjuden“  
Rottenburg, Zehntscheuer 4. April –  
1. Mai 1995**

Der Förderverein Synagoge Baisingen e.V. wird in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, dem Kulturverein Zehntscheuer e.V. Rottenburg am Neckar und dem Stadtarchiv Rottenburg am Neckar die Ausstellung „Genisa – Das verborgene Erbe der deutschen Landjuden“ der Hidden Legacy Foundation (London, Direktorin Frau Evelyn Friedlander) in den Monaten April/Mai 1995 im Rottenburger Kulturzentrum Zehntscheuer zeigen.

Lokaler Bezugspunkt für die Ausstellung ist die ehemalige Landsynagoge in Rottenburg-Baisingen, die den Novemberpogrom 1938 aufgrund ihrer exponierten Lage inmitten von Wohnhäusern überdauert hat. Das Gebäude befindet sich seit einigen Jahren in städtischem Besitz und soll als Gedenk- und Erinnerungsstätte hergerichtet werden. Bei den vorbereitenden Erhaltungsarbeiten konnte auch die Baisinger Genisa (Plural: Genisot) geborgen werden. Die aufgefundenen Exponate (vor allem Textil- und Papierobjekte) werden derzeit restauriert.

Mittels der Funde aus der Baisinger Synagoge können lokale und regionale Bezüge zu diesem wichtigen Thema hergestellt werden. Es ist denkbar, daß mittels dieser einfühlsamen, didaktisch und pädagogisch gut aufbereiteten Ausstellung zur Akzeptanz hinsichtlich des Themas „Geschichte des deutschen Landjudentums“ bei der Bevölkerung beigetragen wird.

Die wissenschaftliche Bearbeitung liegt in den Händen von Prof. Dr. Hubert Krins, Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Dr. Gil Hüttenmeister, Tübingen-Kilchberg, und Karlheinz Geppert M. A., Stadtarchiv Rottenburg am Neckar.

**Zum Inhalt der Ausstellung**

Mit der Ausstellung über „Genisot“ will die Hidden Legacy Foundation (London) einen Zugang zu der zerstörten und vergessenen Welt des deutschen Landjudentums schaffen. Genisa bedeutet der verborgene Ort. Die Funde, die im vergangenen Jahrzehnt auf den Dachböden ehemaliger Landsynagogen in Süddeutschland ans Licht gekommen sind, sollen an das Leben der Juden in dieser Landschaft erinnern.

Über einen Zeitraum von rund vier Jahrhunderten dokumentieren die Exponate die Alltagskultur der Landjuden, die einerseits religiös-kulturell von der christlichen Dorf- und Kleinstadtgesellschaft abgeschottet waren, andererseits mit dieser aber ökonomisch und durch Nachbarschaftsbeziehungen eng verflochten waren. Die Landjuden erfüllten spezifische Funktionen in der Agrarökonomie Süddeutschlands. Sie lebten ähnlich wie die bäuerliche Gesellschaft in sehr bescheidenen Verhältnissen.

Dieses Landjudentum war die historische Basis, von der aus sich im 19. Jahrhundert in den Städten die kulturell und wirtschaftlich einzigartige „deutsch-jüdische Symbiose“ entfaltete. Aufgrund der Landflucht gab es bereits zu Beginn unseres Jahrhunderts nur noch wenige regionale Schwerpunkte des Landjudentums. Die letzten Gemeinden wurden durch die Nationalsozialisten vernichtet. An diese erloschenen Gemeinden erinnern nur noch ehemalige Synagogengebäude, Gedenktafeln und jüdische Friedhöfe.

Die gezeigten Gegenstände stehen im Kontext von Religions- und Kunstgeschichte, Volkskunde, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Sie wurden – entsprechend dem überwiegend ärmlichen Vermögensstand ihrer ehemaligen Besitzer – aus einfachen Materialien, wie Papier (auch Pergament), Stoff, Holz oder Leder angefertigt. Die Objektauswahl konzentriert sich auf drei Fundorte in Bayern (Veitshöchheim, Westheim bei Hammelburg, Memmeldorf i. Ufr.) und einen in Württemberg (Freudental). Zur inhaltlichen Ergänzung, und um die breite regionale Streuung der Fundstellen zu dokumentieren, wurden auch einzelne Stücke aus anderen Fundstellen herangezogen.

Die Ausstellung will den Besuchern die kulturelle und wirtschaftliche Lebensweise der Landjuden nahebringen. Diese religiös-soziale Minderheit war geprägt von der Befolgung ihrer Religionsgesetze und Bräuche, die auch das Alltagsleben bestimmten. Darüberhinaus zeigt die Ausstellung die Bedeutung der praktischen Arbeit der Denkmalpflege für die Erforschung und Vermittlung früheren kulturellen Lebens („Alltagskultur“).

**Öffnungszeiten: Dienstag bis Freitag  
15–18 Uhr, Samstag, Sonntag, Feiertage  
10–18 Uhr.**

**Abbildungsnachweis**

Architekturbüro Kollia-Crowell & Crowell, Karlsruhe 168;  
LDA-Freiburg 148–153, 155–162;  
LDA-Karlsruhe, Titelbild (Foto: Knieriem), 139–147, 163 (Foto: Hausner), 165, 167 (Foto: Hausner), 171, 172;  
LDA-Stuttgart 135, 137 (Fotos: Mühl-eis).



# Veröffentlichungen DES LANDESDENKMALAMTES

Sämtliche Veröffentlichungen können nur durch den Buchhandel bezogen werden (der „Ortskernatlas“ auch über das Landesvermessungsamt).

## Die Kunstdenkmäler in Baden-Württemberg

### Deutscher Kunstverlag

Die Kunstdenkmäler des ehemaligen Oberamts Ulm – ohne die Gemarkung Ulm

Bearbeitet von Hans Andreas Klaiber/  
Reinhard Wortmann  
München/Berlin 1978

## Die Kunstdenkmäler des Stadtkreises Mannheim

Bearbeitet von Hans Huth. Mit Beiträgen von E. Groppengießer, B. Kommer, E. Reinhard, M. Schaab  
München/Berlin 1982

Adolf Schahl

Die Kunstdenkmäler des Rems-Murr-Kreises  
München/Berlin 1983

## Arbeitshefte des Landesdenkmalamtes Baden-Württemberg Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Heft 1, 1986  
Richard Strobel und Felicitas Buch  
Ortsanalyse

Heft 2, 1989  
Ulrich Schnitzer  
Schwarzwalddhäuser von gestern für die Landwirtschaft von morgen

## Ortskernatlas Baden-Württemberg Landesdenkmalamt Landesvermessungsamt Stuttgart

Stadt Baden-Baden (2.2, 1993)  
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Bietigheim-Bissingen (1.8, 1988)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Esslingen a. N. (1.1, 1985)  
bearb. v. P. Wichmann

Stadt Herrenberg (1.5, 1986)  
bearb. v. H. Reidel/  
W. Deiseroth

Stadt Ladenburg (2.1, 1984)  
bearb. v. W. Deiseroth

Stadt Leonberg (1.4, 1986)  
bearb. v. P. Wichmann/  
W. Deiseroth

Stadt Markgröningen (1.7, 1987)  
bearb. v. P. Findeisen

Stadt Meersburg (4.2, 1988)  
bearb. v. H. Reidel/  
W. Deiseroth

## Stadt Ravensburg (4.1, 1988)

bearb. v. W. Deiseroth/  
J. Breuer

## Stadt Rottweil (3.1, 1989)

bearb. v. P. Findeisen

## Stadt Schorndorf (1.9, 1989)

bearb. v. E. Geiger

## Stadt Schwäbisch Gmünd (1.2, 1985)

bearb. v. J. Breuer

## Stadt Schwäbisch Hall (1.3, 1986)

bearb. v. W. Deiseroth

## Stadt Überlingen (4.3, 1994)

bearb. v. P. Findeisen

## Stadt Vaihingen a. d. Enz (1.10, 1990)

bearb. v. E. Geiger

## Stadt Villingen-Schwenningen (3.2, 1991)

bearb. v. P. Findeisen

## Stadt Waiblingen (1.6, 1987)

bearb. v. E. Geiger

## Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

### Band 1, 1972

Günter P. Fehring  
Unterregenbach  
Kirchen, Herrsensitz,  
Siedlungsbereiche

### Band 2, 1974

Antonin Hejna  
Das „Schlößle“ zu  
Hummertsried.  
Ein Burgstall des 13.  
bis 17. Jahrhunderts

### Band 6, 1979

Forschungen und Ber-  
ichte der Archäologie  
des Mittelalters in  
Baden-Württemberg

### Band 7, 1981

Forschungen und Ber-  
ichte der Archäologie  
des Mittelalters in  
Baden-Württemberg

### Band 8, 1983

Forschungen und Ber-  
ichte der Archäologie  
des Mittelalters in  
Baden-Württemberg

### Band 9, 1986

Volker Roeser und  
Horst-Gottfried Rathke  
St. Remigius in Nagold

### Band 10, 1991

Hirsau, St. Peter und  
Paul, 1091–1091

### Band 11, 1993

Michael Schmaedcke

## Der Breisacher Münsterberg

Band 12, 1991

Uwe Gross  
Mittelalterliche  
Keramik zwischen  
Neckarmündung und  
Schwäbischer Alb

Band 14, 1993

Eleonore Landgraf  
Ornamentierte Boden-  
fliesen des Mittelalters  
in Süd- und West-  
deutschland

Band 15, 1992

Ilse Fingerlin,  
Die Grafen von Sulz  
und ihr Begräbnis in  
Tiengen am Hochrhein

Band 16, 1993

Dorothee Ade-Rademacher,  
Reinhard Rademacher  
Der Veitsberg bei  
Ravensburg

## Fundberichte aus Baden-Württemberg

## E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Nägele & Obermiller, Stuttgart)

Bd.1, 1974–Bd.18, 1993

## Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg

## Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart

Band 1, 1972

Eduard M. Neuffer  
Die Urnenfelderkultur  
in Nordwürttemberg

Band 2, 1972

Der Reihengraber-  
friedhof von Donzdorf  
(Kreis Göppingen)

Band 3, 1972

Teil 2: Alix Irene Beyer  
Die Tierknochenfunde

Band 4, 1973

Teil 1: Gustav Riek  
Das Paläolithikum  
der Brillenhöhle  
bei Blaubeuren  
(Schwäbische Alb)

Teil 2: Joachim Boessneck,  
Angela von den Driesch  
Die jungpleistozänen  
Tierknochenfunde aus  
der Brillenhöhle

Band 5, 1973

Hans Klumbach  
Der römische  
Skulpturenfund von  
Hausen an der Zaber  
(Kreis Heilbronn)

Band 6, 1975

Dieter Planck  
Arae Flaviae I  
Neue Untersuchungen  
zur Geschichte des  
römischen Rottweil

Band 7, 1976

Hermann Friedrich Müller  
Das alamannische  
Gräberfeld  
von Hemmingen  
(Kreis Ludwigsburg)

Band 8, 1977

Jens Lüning, Hartwig Zürn

## Die Schussenrieder Siedlung im „Schlößlesfeld“ Markung Ludwigsburg

Band 9, 1977

Klemens Scheck  
Die Tierknochen aus  
dem jungsteinzeit-  
lichen Dorf Ehrenstein  
(Gemeinde Blaustein,  
Alb-Donau-Kreis)  
(Ausgrabung 1960)

Band 10, 1978

Peter Paulsen,  
Helga Schach-Döriges  
Das alamannische  
Gräberfeld von  
Giengen an der Brenz  
(Kreis Heidenheim)

Band 11, 1981

Wolfgang Czysz u. a.  
Römische Keramik  
aus dem Vicus  
Wimpfen im Tal

Band 12, 1982

Ursula Koch  
Die fränkischen  
Gräberfelder von  
Bargen und Berghau-  
sen in Nordbaden

Band 13, 1982

Mostefa Kokabi  
Arae Flaviae II  
Viehhaltung und  
Jagd im römischen  
Rottweil

Band 14, 1983

U. Körber-Grohne,  
M. Kokabi, U. Piening,  
D. Planck  
Flora und Fauna  
im Ostkastell von  
Welzheim

Band 15, 1983

Christiane Neuffer-Müller  
Der alamannische  
Adelsbestattungsplatz  
und die Reihengraber-  
friedhöfe von  
Kirchheim am Ries  
(Ostalbkreis)

Band 16, 1983

Eberhard Wagner  
Das Mittelpaläolithi-  
kum der Großen  
Grotte bei Blaubeuren  
(Alb-Donau-Kreis)

Band 17, 1984

Joachim Hahn  
Die steinzeitliche  
Besiedlung des  
Eselsburger Tales bei  
Heidenheim

Band 18, 1986

Margot Klee  
Arae Flaviae III  
Der Nordvicus von  
Arae Flaviae

Band 19, 1985

Udelgard Körber-Grohne,  
Hansjörg Küster  
Hochdorf I

Band 20, 1986

Studien zu den  
Militärgrenzen Roms III  
Vorträge des  
13. Internationalen  
Limeskongresses,  
Aalen 1983

Band 21, 1987

Alexandra von Schnurbein  
Der alamannische  
Friedhof bei  
Fridingen an der  
Donau (Kr. Tuttlingen)

Band 22, 1986

Gerhard Fingerlin  
Dangstetten I

Band 23, 1987

Claus Joachim Kind  
Das Felsställe

Band 24, 1987

Jörg Biel  
Vorgeschichtliche  
Höhensiedlungen  
in Südwürttemberg-  
Hohenzollern

Band 25, 1987

Hartwig Zürn  
Hallstattzeitliche Grab-  
funde in Württemberg  
und Hohenzollern

Band 26, 1988

Joachim Hahn  
Die Geißlenklosterle-  
Höhle im Achtal bei  
Blaubeuren I

Band 27, 1988

Erwin Keefer  
Hochdorf II  
Die Schussenrieder  
Siedlung

Band 28, 1988

Arae Flaviae IV  
Mit Beiträgen von  
Margot Klee,  
Mostefa Kokabi,  
Elisabeth Nuber

Band 29, 1988

Joachim Wahl,  
Mostefa Kokabi  
Das römische  
Gräberfeld von  
Stettfeld I

Band 30, 1988

Wolfgang Kimmig  
Das Kleinaspergle

Band 31, 1988

Der prähistorische  
Mensch und  
seine Umwelt.  
Festschrift für Udelgard  
Körber-Grohne

Band 32, 1988

Rüdiger Krause  
Grabfunde von Singen  
am Hohentwiel I

Band 33, 1989

Rudolf Altkamp  
Das südliche  
Oberrheinthal in  
frühhöherzeitlicher  
Zeit

Band 34, 1989

Claus Joachim Kind  
Ulm-Eggingen –  
bandkeramische  
Siedlung  
und mittelalterliche  
Wüstung

Band 35, 1990

Jörg Heiligmann  
Der „Alb-Limes“

Band 36, 1990

Helmut Schlichtherle  
Siedlungsarchäologie  
im Alpenvorland I

Band 37, 1990

Siedlungsarchäologie  
im Alpenvorland II

Band 38, 1990

Ursula Koch  
Das fränkische  
Gräberfeld  
von Klepsau im  
Hohenlohekreis

Band 39, 1991

Sigrid Frey  
Bad Wimpfen I

Band 40, 1990

Egon Schallmayer u. a.  
Der römische  
Weihebezirk von  
Osterburken I

Band 41/1, 1992

Siegwart Schiek  
Das Gräberfeld der  
Merowingerzeit bei  
Oberflacht (Gemeinde  
Seitingen-Oberflacht,  
Lkr. Tuttlingen)

Band 41/2, 1992

Peter Paulsen  
Die Holzfunde aus  
dem Gräberfeld bei  
Oberflacht und ihre  
kulturhistorische  
Bedeutung

Band 48, 1993

Matthias Knaut  
Die alamannischen  
Gräberfelder von Ner-  
resheim und Kösing, Ost-  
albkreis

Band 52, 1993

Dieter Quast  
Die merowingerzeit-  
lichen Grabfunde aus  
Güttlingen

Atlas archäologischer  
Geländedenkmäler  
in Baden-Württemberg  
Kommissionsverlag  
Konrad Theiss Verlag,  
Stuttgart

Band 1, 1990

Kurt Bittel,  
Siegwart Schiek,  
Dieter Müller  
Die keltischen  
Viereckschanzen

Band 2, 1993

Claus Oetfeger,  
Dieter Müller  
Vor- und frühgeschicht-  
liche Befestigungen  
Hefte 2–4

Materialhefte zur Vor-  
und Frühgeschichte in  
Baden-Württemberg  
Kommissionsverlag  
Konrad Theiss Verlag,  
Stuttgart

H. 5, 1985 – H. 20, 1993

Archäologische Aus-  
grabungen in Baden-  
Württemberg  
Konrad Theiss Verlag,  
Stuttgart

Band 1985 Band 1986  
Band 1987 Band 1988  
Band 1989 Band 1990  
Band 1991 Band 1992



## Die Dienststellen des Landesdenkmalamtes

Das Landesdenkmalamt ist Landesoberbehörde für Denkmalschutz und Denkmalpflege mit Sitz in Stuttgart; die örtlich zuständigen Referate der Fachabteilungen Bau- und Kunstdenkmalpflege (I) und Archäologische Denkmalpflege (II) sind nach dem Zuständigkeitsbereich der Regierungspräsidien jeweils in Außenstellen zusammengefaßt.

Hauptaufgaben des Landesdenkmalamtes als Fachbehörde sind: Überwachung des Zustandes der Kulturdenkmale; fachkonservatorische Beratung der Denkmalschutzbehörden (Landratsämter; Untere Baurechtsbehörden; Regierungspräsidien; Wirtschaftsministerium), Beteiligung als Träger öffentlicher Belange und Planungsberatung zur Wahrung denkmalpflegerischer Belange insbesondere bei Ortsplanung und Sanierung; Beratung der Eigentümer von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen; Gewährung von Zuschüssen für Erhaltungsmaßnahmen; Bergung von Bodenfunden aus vor- und frühgeschichtlicher Zeit und dem Mittelalter, planmäßige Durchführung und Auswertung von archäologischen Ausgrabungen; wissenschaftliche Erarbeitung der Grundlagen der Denkmalpflege und Erforschung der vorhandenen Kulturdenkmale (Inventarisierung).

Alle Fragen in Sachen der Denkmalpflege und des Zuschußwesens sind entsprechend bei der für den jeweiligen Regierungsbezirk zuständigen Dienststelle des LDA vorzutragen.

### Landesdenkmalamt Baden-Württemberg

Amtsleitung, Abteilungsleitung, Verwaltung, Inventarisierung, Öffentlichkeitsarbeit, Technische Dienste, Mörikestraße 12, 70178 Stuttgart, Telefon (07 11) 6 47-1, Telefax (07 11) 6 47-27 34

#### Dienststelle Stuttgart (zuständig für den Regierungsbezirk Stuttgart)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Zentrale Planungsberatung  
Zentrale Restaurierungsberatung  
Mörikestraße 12  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-27 34

**Archäologische Denkmalpflege**  
Abteilungsleitung  
Archäologische Zentralbibliothek  
Silberburgstraße 193  
70178 Stuttgart  
Telefon (07 11) 6 47-1  
Telefax (07 11) 6 47-25 57

Arbeitsstelle Hemmenhofen  
Fischersteig 9  
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen  
Telefon (0 77 35) 30 01  
Telefax (0 77 35) 16 50

#### Außenstelle Karlsruhe (zuständig für den Regierungsbezirk Karlsruhe)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Durmersheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-0  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

**Archäologische Denkmalpflege**  
Amalienstraße 36  
76133 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 91 85-4 00  
Telefax (07 21) 91 85-4 10

**Archäologie des Mittelalters**  
Durmersheimer Straße 55  
76185 Karlsruhe  
Telefon (07 21) 50 08-2 05  
Telefax (07 21) 50 08-1 00

#### Außenstelle Freiburg (zuständig für den Regierungsbezirk Freiburg)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Sternwaldstraße 14  
79102 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 20 50  
Telefax (07 61) 2 05-27 55

**Archäologische Denkmalpflege**  
Marienstraße 10 a  
79098 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 2 05-27 81  
Telefax (07 61) 2 05-27 91

**Archäologie des Mittelalters**  
Kirchzartener Straße 25  
79117 Freiburg/Br.  
Telefon (07 61) 6 79 96  
Telefax (07 61) 6 79 98

#### Außenstelle Tübingen (zuständig für den Regierungsbezirk Tübingen)

**Bau- und Kunstdenkmalpflege**  
Gartenstraße 79  
72074 Tübingen  
Telefon (07 071) 2 00-1  
Telefax (07 071) 2 00-26 00

**Archäologische Denkmalpflege**  
**Archäologie des Mittelalters**  
Alexanderstraße 48  
72070 Tübingen  
Telefon (07 071) 9 13-0  
Telefax (07 071) 9 13-2 01